Nur eine Weberstochter.

Historischer Roman

aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts

von

Lp. Storch.

Erster Band.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1850.

Nur eine Weberstochter.

Erster Theil.

I.

Zwei Gespräche unter vier Augen.
(1694.)

In einem Zimmer der ersten Etage des damaligen Gasthauses „zum goldnen Ringe" am Altmarkte zu Dresden saßen an einem October-Abend des Jahres 1694 zwei Damen einander gegenüber, denen man auf den ersten Blick die hochadelige Abkunft anmerkte, während gleichzeitig die Verschiedenheit ihrer Gesichtszüge, welche bei der jüngeren schön, bei der älteren interessant waren, einen angenehmen Gegensatz darbot.

Auf dem Antlitz der jüngeren glänzte eine so lebhafte Jugendblüthe, daß hierzu das reiche, schwarze Haupthaar sammt den funkelnden, schwarzen Augen um so herrlicher paßte; wenn der kleine Rosenmund sich öffnete, ward eine perlweiße Doppelreihe der schönsten Zähne sichtbar, und die Freundlichkeit des runden, vollen Gesichts bekam durch die erhabene Stirn und

wunderschönen schwarzen Augenbrauen etwas höchst Imponirendes. Die Gestalt war voll, ohne hierdurch aufzufallen, auch überschritt sie die Mittelgröße nur wenig, aber die ganze Haltung gab sich als ächt adelich kund.

Dieses schöne Mädchen war die als Geliebte Churfürst Augusts des Starken von Sachsen so berühmt gewordene Gräfin Aurora von Königsmark.

Die Dame ihr gegenüber war ihre um zehn Jahre ältere, und also damals in den hohen dreißiger Jahren sich befindende Cousine, die Generalin von Steenbock.

Dem belebten Colorit von Aurorens Antlitz gegenüber trat der blasse Teint der Generalin um so bedeutsamer hervor; ihr braunes Auge konnte an Glanz mit Aurorens Feuerblick sich nicht vergleichen, aber ruhige, verständige Ueberlegung und Klugheit leuchteten dennoch auf ungewöhnliche Weise daraus hervor. Kleidung und Haarputz der Gräfin Steenbock verriethen denselben Charakter einer bescheidenen Würde, und wenn Aurorens Anblick unwiderstehlich fesselte, so erregte der Generalin Erscheinung überall eine lebhafte Theilnahme.

Beide Frauen waren erst vor wenig Wochen in Begleitung von Aurora's Schwester, der Generalin von Löwenhaupt, von Hannover nach Dresden

gekommen, um bei Churfürst August sich Hülfe gegen das Churhaus von Hannover zu erbitten, welches nach dem plötzlichen Verschwinden des Grafen Königsmark, des Bruders der beiden jüngeren Damen, sich beharrlich weigerte, das bedeutende Vermögen des Verschwundenen an die Familie ausantworten zu lassen.

Offenbar war die Gräfin Steenbock erst wenige Minuten zuvor in das Zimmer getreten, denn sie war noch mit dem Mantel bekleidet, den sie der rauhen Herbstluft wegen umgehangen.

Aurora dagegen, die vor einem kleinen Tische einige Schmucksachen in ein Kästchen von Ebenholz zusammenzuordnen suchte, schien schon längere Zeit hier verweilt zu haben.

„Unser Aufenthalt hier in Dresden,“ so begann die Generalin das Gespräch, „nimmt eine Wendung, die mir unmöglich lieb sein kann. Wie ich so eben höre, hast Du dem Churfürsten eine Lustfahrt nach Moritzburg zugesagt.

Bei diesen Worten warf die Generalin einen scharfen Blick auf Aurora, die sichtbar erröthete, und die Entgegnung: „Die Gräfin Löwenhaupt begleitet mich“ mit etwas unsicherer Stimme aussprach.

„Ei, das weiß ich wohl,“ versetzte die Generalin, „daß Deine Schwester Dich begleiten wird; leider jedoch ist gerade von ihr ein Schutz für Dich am wenigsten zu hoffen!“

„Bedarf ich eines Schutzes?“

Das abermalige Erröthen, welches diese Antwort Aurorens begleitete, gab eine stille Vor-Antwort auf diese Frage; die Generalin säumte aber auch nicht, das Ihrige zur Erwiederung beizufügen:

„So lange ich noch glauben konnte, liebe Aurora, daß Du die schnell entstandene Leidenschaft des Churfürsten mit der Kälte aufnähmest, welche Deine Geburt und die Fürsorge für Deinen guten Ruf von Dir verlangen mußten, habe ich geschwiegen; jetzt aber, wo es nur allzu wahrnehmbar ist, daß Du der bisherigen Strenge Dich recht gern entäußerst, jetzt muß ich reden!“

„Aber der Churfürst —“

Die Generalin ließ der immer stärker erröthenden Aurora nicht Zeit, diese angefangene Erwiederung fortzusetzen; sie fügte ihrerseits mit fester Stimme die Ergänzung bei: „Der Churfürst ist ein höchst liebenswürdiger, aber auch ein sehr gefährlicher Mann, besonders gefährlich“ — setzte sie mit einem lächelnden Blick und feinen satyrischen Zug um den Mund hinzu — „besonders gefährlich für junge Damen, welche so viel Zündstoff in sich tragen, als mein liebes „Morgenroth“ hier vor mir!“

„Böse Cousine — —“

Auch jetzt wieder behielt Aurora nicht Zeit, vollständig zu antworten; der gutmüthige Blick, mit wel-

chem die Generalin ihr die Hand drückte, verschloß der Schuldbewußten den Mund.

„Wie gesagt," — fuhr die Hauptsprecherin nach einer kleinen Pause fort — „ich hatte mich ganz auf Deine Klugheit verlassen; leider aber hat Deine Schwester, die als verheirathete Frau doppelt achtsam dafür sorgen sollte, Dich vor Unheil zu behüten, durch die wohlangebrachten Schmeicheleien des Churfürsten sich schon so sehr bethören lassen, daß sie, weit entfernt, die Leidenschaft desselben niederzuhalten, ihr nur noch mehr Vorschub leistet. Und das ist es eben, was mich so sehr kränkt und betrübt: Deine eigne Schwester führt Dich in's Unglück!"

„Aber, mein Gott, ich sehe kein Unglück; nur das Gefühl der Dankbarkeit giebt mir ein Interesse für den Churfürsten."

„Du siehst kein Unglück, weil die Liebe Dich blind macht! Und — was die Dankbarkeit anbelangt — in der traurigen Haupt-Angelegenheit, die uns nach Dresden führte, sind wir, bis jetzt wenigstens, dem Churfürsten noch nicht eben zu besonderem Dank verpflichtet; denn daß er die nächsten Anverwandten seines ehemaligen Reisebegleiters freundlich aufnahm, daß er ihnen Hülfe versprach gegen die in Hannover erlittenen Ungerechtigkeiten — das war ja wohl ziemlich natürlich; aber eine Erfüllung des Versprochenen ist noch nicht erfolgt. Noch hat der Churfürst — wie ich aus

bester Quelle weiß — keine offizielle Antwort von Hannover über das räthselhafte Verschwinden Deines Bruders sich erbeten; noch hat über dessen gleichzeitig verschwundene Hinterlassenschaft Niemand von Dresden aus Rechenschaft verlangt; noch immer —"

„Nun wahrhaftig, Cousine, Du wirst höchst ungerecht," fiel hier Aurora mit lebhafter Stimme ein. „Erst seit so kurzer Zeit ist der Churfürst nach Dresden zurückgekehrt, und schon verlangst Du, daß er seine ganze Zeit unserem Anliegen gewidmet haben sollte! Ein Regent hat der Staatsangelegenheiten so viele zu besorgen —"

„Und dennoch behält er Zeit genug, sich in Dich zu verlieben! Oder rechnest Du etwa diese Liebe auch zu den Staats-Angelegenheiten? Ist Dir vielleicht die aufrichtige Beichte unbekannt geblieben, welche Dein unglücklicher Bruder ehedem in seinen vertraulichen Briefen an uns mehr als einmal über die Flatterhaftigkeit Augusts ablegte? — Wird Dir nicht bange vor der Aussicht, vielleicht in Kurzem die Zahl der Gebrochenen und Verlassenen —"

„O schweig, Cousine, schweig und sprich nicht Beschuldigungen aus —"

„Die doch nur Thatsachen sind, nichts als Thatsachen!" —

Mit wehmüthigem Blicke fügte die Generalin zu.

ihrer abermaligen Ergänzung von Aurorens Rede noch die Worte hinzu:

„Macht und Gewalt habe ich freilich nicht über Dich, Aurora, ich kann nur bitten, nur zureden, nicht aber befehlen. Gleichwohl, wenn ich die stille Ahnung von drohendem Unheil, die von Tage zu Tage immer mehr sich in mir regt, nicht übermüthig von mir werfen soll, so muß ich Dich beschwören: bedenke, was Du Dir selbst und Deiner Familie schuldig bist; bedenke, daß Deinem bisher so unbescholtenen Leben —"

„Wo ist der Schimpf, der jetzt auf ihm lasten soll?"

Aurora rief diese Worte mit größter Lebhaftigkeit aus; sie fühlte sich tief gekränkt.

„Als ob ich ihn nicht schon herannahen sähe; als ob es nicht hohe Zeit wäre, Dich zu warnen! Niedergeworfen hat Dich freilich das Verderben noch nicht; allein, daß eine Gräfin von Königsmark zu gut dafür ist, eine fürstliche —"

„O still doch, still! Warum willst Du mich im Voraus anklagen —"

„Weil nachher es zu spät sein würde! Weil die Thränen der Wehmuth, die ich über die gefallene Aurora weinen müßte, zu kräftigem Beistand mich vielleicht unfähig machen würden!

„Folge mir, Aurora, folge einer Freundin, die es so redlich mit Dir meint! Laß uns Dresden schnell

verlassen, laß uns nach Schweden zurückeilen! Noch ist es Zeit, noch vermagst Du vielleicht —"

Aurora antwortete der Generalin nicht auf diese dringenden Worte. In Thränen ausbrechend, stand sie auf und fiel ihrer Cousine schweigend um den Hals. Der zärtliche Blick, mit dem sie dies that, schien um Schonung zu bitten; und wer hätte wohl der zärtlichen Bitte einer Aurora zu widerstehen vermocht?

Die Generalin wenigstens konnte dies nicht. Mit wehmüthigem Kopfschütteln blickte sie der so herzlich von ihr geliebten Aurora nach, als diese rasch in ihr Zimmer eilte.

Wäre Aurora hier auch nur ein paar Stunden lang sich selbst ruhig überlassen geblieben, so hätte die Warnung der Generalin doch vielleicht Wurzel geschlagen; leider aber führte ihr Unstern schon nach wenig Minuten die Gräfin Löwenhaupt herbei, und diese gefallsüchtige Schwester Aurorens konnte den mancherlei Lockungen des damals so glänzenden sächsischen Hofes viel zu wenig widerstehen, als daß sie ihrerseits es hätte über sich gewinnen mögen, Auroren das längere Verweilen in Dresden irgend leid zu machen.

„Mag auch der Churfürst," so lauteten ihre verführerischen Worte, nachdem Aurora das Herz vor ihr ausgeschüttet und auch die Warnungen der Generalin zu berühren nicht vergessen hatte, „mag auch der Churfürst von der heftigsten Neigung für dich er-

griffen sein; Du mußt selbst einräumen, daß er Dich höchst achtungsvoll behandelt; um eben dieser Achtung wegen hast Du nicht Ursache, irgend einen Nachtheil für Deinen Ruf von dem fürstlichen Liebhaber zu befürchten, den Dir das Glück so unerwartet zugeführt. Die Generalin ist bei weitem ängstlicher, als sie sein sollte. Benimmst Du Dich klug, so wird die Entwickelung Deines Schicksals auch ferner in Deiner Hand liegen. Daß Du Deinerseits Neigung für den liebenswürdigen Fürsten hegst, hast Du mir selbst eingestanden: denke also daran, wie sehr Du durch eine plötzliche Abreise ihn betrüben würdest. Ueberdies hast Du Dein Wort gegeben, mit nach Moritzburg zu fahren; es würde eine schwere Beleidigung sein, wenn Du einem Manne, von dessen Schutz wir eine bessere Wendung unseres Geschickes hoffen, diese Zusage brechen wolltest, blos weil die Sprödigkeit der Generalin einen Anstoß in dieser Lustparthie findet. Die Gräfin Steenbock muß, als sie die Theilnahme Dir widerrieth, gar nicht daran gedacht haben, daß wir dem großmüthigen Beschützer, der uns eingeladen, eine so geringe Gefälligkeit doch jedenfalls schuldig sind."

„Du meinst also —"

„Ich meine, es ziemt sich nicht für Dich, dem Wunsche des Churfürsten in einer Art und Weise Widerstand zu leisten, welche noch dazu Dich der Ge-

fahr aussetzt, am ganzen sächsischen Hofe Dich lächerlich zu machen!"

„Wenn aber gleichwohl unsere Cousine nicht ganz Unrecht haben sollte?"

„Sieh doch, Aurora, wie jetzt abermals eine Beleidigung des Churfürsten von deinen Lippen fließt! Hat er wirklich noch nicht einmal soviel Liebe Dir eingeflößt, daß Du es wagst, ihn für einen gewöhnlichen Wüstling zu halten? O, wenn er dies wüßte — —"

„Rede nicht weiter, liebe Schwester; ich will mein Wort erfüllen!"

„Je nun, ich wußte es wohl, daß Dein Herz hier den Sieg davon tragen werde! Ueberdies — wer weiß denn auch, ob wir mit oder ohne Gesellschaft den Churfürsten nach Moritzburg begleiten? Wer weiß es, ob nicht hierbei auch schon ein leiser Verdacht unter die thörichten Einbildungen gehört, die ja zuweilen eine lebhafte Phantasie uns vorgaukelt? — Nein, Aurora! Verdirb Dir nicht selbst ein so schönes Vergnügen, und bedenke, daß auch gütige Fürsten zürnen können, wenn ihre Huldigungen barsch zurückgestoßen werden!"

Die Begleitung nach Moritzburg stand jetzt unwiderruflich fest. —

II.

Die beiden Pagen.

(1694.)

An demselben Herbstabend, wo das so eben Erzählte in Dresden vor sich ging, nur einige Stunden früher, wanderte im Garten des von der Residenz nur ein paar Meilen entfernten Jagdschlosses Moritzburg ein junger Mann in Pagenuniform mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auf und ab. Ja zuweilen blieb er stehen, und rieb sich eifrig die Hände; und das über sein Gesicht verbreitete Lächeln gab sehr bestimmt eine innere Freude von besonderer Beschaffenheit kund. Dann schritt er wieder eifrig vorwärts, und schien ernstlich über Etwas nachzudenken; zuletzt aber behielt das Lächeln durchweg die Oberhand, und sein inneres Vergnügen brach endlich in ein lautes Gelächter aus.

Grund genug, daß er nicht lange allein blieb.

Aus einem Seitenwege trat ein anderer junger Mann hervor, der zwar mit dem Ersteren gleich gekleidet, aber in Gesichtszügen und Haltung ganz von ihm verschieden war.

„Eine Weile schon habe ich Dir zugesehen, Freundchen, aber noch konnte ich nicht herausfinden, was Dir so besonderes Vergnügen verursacht; und da —"

„Du mich lachen hörtest," — so setzte der erste Page die Anrede des zweiten fort — „trieb es Dich unwiderstehlich aus Deiner Waldeinsamkeit hervor; denn neugierig bist Du, trotz einem hübschen Mädchen!"

„Wer von uns Beiden der Neugierigste ist, möchte wohl erst auszumachen sein," — gab der zweite Page zur Antwort; „aber alle Welt weiß, daß Heinrich von Brühl nur selten einmal es über das Herz bringt, laut zu lachen; denn — der Anstand geht ihm über Alles!"

„Immer spotte nur zu, Herr Kamerad; ich meinerseits lege eben so viel Gewicht auf den Anstand bei Hofe, wie Du auf den Anstand im Forst; und es ist noch die große Frage, ob nicht auf meinem Platze die glücklichsten Schätze sich finden!"

„O nein, das ist gar keine Frage; denn das Glück ist ein Frauenzimmer, und diese laufen schon aus Prachtliebe allen Denen nach, die auf dem Schloß-Parquet figuriren!"

„Mit Ausnahme, lieber Müller, mit Ausnahme; denn es giebt recht wunderhübsche Damen, die es weit vorziehen, im tiefsten Waldesdunkel wiederholte Nachforschungen darüber anzustellen, ob gewisse Lieblings-Buchstaben in gewisse alte Baumrinden eingeschnitten worden!“

Heinrich von Brühl begleitete diesen Seitenhieb auf seinen Collegen, Ludwig von Müller, mit einem lauten Gelächter.

„Laß das nur gut sein; es konnte mir freilich nicht unbekannt bleiben, daß Du mein Buchstaben-Spielwerk längst schon ausspionirt; aber so viel Zutrauen habe ich doch noch zu Dir behalten, um eine Indiscretion nicht zu befürchten.“

„Ei, das sollst Du auch nicht; ich werde es keinem Menschen sagen, daß das hundertfach sich wiederholende A. v. B. in den alten Birken rings umher den Namen eines allerliebsten Mädchens bedeutet, die man gewöhnlich Auguste von Brand nennt; es soll an Niemand verrathen werden, daß die unter jenen Buchstaben eingekritzelten Figuren eben so viele Antworten von weiblicher Hand enthalten; und eben so gewiß werde ich ewig darüber schweigen, daß Herr Ludwig von Müller —“

„Vor der Hand noch gar wenige Aussichten dazu hat, der Schwiegersohn des Herrn Oberforstmeisters von Brand zu werden; weshalb er aber-

mals bitten muß, daß man so gütig sei, über seine Herzenssache die gehörige Discretion zu beobachten!"

„Ja doch, ja doch, das ist schon zugesagt; aber Spaß muß sein; und ein Glückskind bist Du, wenigstens im Stillen —"

„Und Du eins dergleichen im Sonnenglanz!"

„Ei, ich leugne gar nicht, daß ich die Sonne liebe, denn —"

„Sie glänzt, und Alles was glänzt, ist für Adolph von Brühl von unwiderstehlicher Anziehungskraft!"

„Ich wäre ein Thor, wenn ich das leugnen wollte; denn Sonnenglanz und Gold haben viel Verwandtschaft; und was man mit Gold Alles durchsetzt —"

„Darüber brauchen wir uns nicht erst durch die allgemeine Weltgeschichte zu unterrichten; der deutlichste Beweis dafür liegt uns nahe genug, gleich unmittelbar an der Elbe."

„Wenn das Jemand hörte! —"

„Er könnte ja doch nicht sagen, daß es eine Lüge wäre!"

„Das freilich nicht; aber die Ehrfurcht — —"

„Die Ehrfurcht macht, daß man öfters schweigt; aber immer —"

„Eine schöne Kunst bleibt das Schweigen denn doch."

„Eine ächte Hofkunst."

„Die aber Jagd-Pagen zuweilen eben so gut brauchen können, als Hof-Pagen.“

„Ich danke für den guten Rath, obwohl meine Jagd-Pagenschaft mich wahrscheinlich niemals ganz stumm machen wird —“

„Nun, lieber Müller, laß das gut sein! Du weißt, ich habe stets etwas auf Dich gehalten, so verschieden wir auch in vielen Dingen denken. Jetzt will ich Dir auch im Vertrauen sagen, was mich vorhin zum Lachen brachte. Es war die Freude darüber, daß kein einziger der Herren Offiziere zum morgenden Dianen-Feste eingeladen ist. Diese Leute nehmen uns, so oft sie hier heraus kommen, die besten Plätze weg, und sehen uns noch über die Achseln an. Vergnügen haben wir blos, wenn sie uns nicht stören können.“

„Das klingt, als wären alle Lieutenants vom Leib-Regiment Deine Nebenbuhler —“

„Glücklicher Weise nicht; aber — sie sollen mir nun einmal nicht über den Weg laufen.“

„Morgen hast Du wirklich vor ihnen Ruhe; darüber ist kein Zweifel.“

„Das war es eben, was mir der Hofjunker von Berger vorhin mitgetheilt; und meine Freude wollte Raum haben, darum eilt' ich hierher.“

„Ich wette, Du hast Dir den Aerger im Geiste

vorgestellt, der jetzt wie eine Wetterwolke über den jungen Kriegshelden schwebt —"

„Das allerdings. Ihnen gerade gönne ich eine kleine Demüthigung recht sehr."

„Darauf aber ist es am Ende bei der Nicht-Einladung gar nicht abgesehen. Viel Zuschauer auf geringem Raume geniren überall, und namentlich bei dem, was übermorgen hier vorgeht."

„Man sieht, daß Du genau unterrichtet bist."

„Da Du weißt, wer die Rolle der Diana bekommen hat —"

— „so" — meinst Du wahrscheinlich — „ist's ein Kleines gewesen, Alles recht genau schon im Voraus zu erfahren. Nun allerdings, wer die Ehre hat, der Geliebte dieser Diana zu sein, dem werden die Geheimnisse des Dianenfests zeitig genug eröffnet worden sein."

„Alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit."

„Du bist zu beneiden!"

„Um diese Festherrlichkeiten gewiß nicht! Hätte ich Augusten nicht um ihrer selbst willen in das Herz geschlossen, durch die Ehre des bevorstehenden Festes allein würde sie mir wohl kaum lieb werden."

„Aber der Glanz —"

„Immer glänzen, und nichts, als glänzen! Ich glaube allmählig, daß der Sinn für alles Andere Dir abgeht!"

„Ich lebe nun einmal am Hofe —"

„Und ein wenig herrschen willst Du auch; es herrscht sich aber besser, wenn man glänzt!"

„Ich muß Dir wohl Recht geben, denn Du bist einmal mein Gewissensrath. Doch, eine Frage von Wichtigkeit: Kannst Du mir nicht beim Feste einen Platz in Deiner Nähe verschaffen?"

„Schwerlich! Der Hofmarschall hat, wie gewöhnlich, die genauesten Instructionen gegeben."

„Aber die Jagdpagen haben ein Vorrecht —"

„Bei solchen Festen zu erscheinen; nicht aber ein Vorrecht, für sich und ihre guten Freunde selbst sich beliebige Plätze zu wählen. Wäre ich Oberforstmeister —"

„Ja freilich, Dein Herr Schwiegervater in spe, wenn der mich begünstigen wollte!"

„Steht nicht zu erwarten; er geht genau nach der Vorschrift; Alles schwarz auf weiß!"

„Aber die schöne Diana."

„So sehr der Herr Oberforstmeister sein Töchterchen liebt, so wenig darf sie es wagen, ihn zu erzürnen, indem sie sich in Staatsangelegenheiten mischt."

„Also das ist auch eine Staatsangelegenheit, daß der Churfürst übermorgen ein Fest in Moritzburg giebt?"

„Ei über den Tadler, der jetzt in meinen Fehler

fällt! Ich soll jede Spötterei unterdrücken; aber Herr Adolph von Brühl —"

„Still doch, still! Der eben Genannte thut Buße, und schweigt. Er hat viel zu gute Augen, als daß er nicht des Spionsgesicht des alten Hoffouriers erblicken sollte, das dort zwischen den Bäumen hervorlugt. Der Mann sieht nicht nur gern etwas Neues, er hört auch mit hundert Ohren. Darum ist er eine Respectsperson für mich."

„Sein erhabenes Beispiel reizt Dich zur Nachahmung!"

„So schweig doch endlich, Du Satyricus! — Weißt Du aber, was ich thue?"

„Nun?"

„Gerade den Herrn Hoffourier bitte ich um einen guten Platz für übermorgen. Niemand übt so gern, wie Er, eine gnädige Protektion aus."

Mit diesen Worten eilte der Hofpage — der älteste Bruder des nachher so bekannt gewordenen Premier-Ministers Heinrich von Brühl — halb lächelnd, halb ernsthaft hinweg, und ließ seinen Kameraden allein.

Ludwig von Müller war einer der ältesten unter den Jagdpagen; er hatte bereits das zweiundzwanzigste Lebensjahr erreicht, wogegen sein Freund kaum neunzehn zählte. Seitdem er eine feste Station in Moritzburg erhalten, und bei diesem Anlaß in die

schöne Tochter des Oberforstmeisters von Brand sich sterblich verliebt hatte, waren ihm schon mehrmals Zweifel darüber aufgestiegen, ob es ihm wohl auch gelingen werde, aus der bescheidenen Stellung eines Jagd-Pagen schnell genug vorwärts zu kommen, um vor den Augen des alten Herrn als wohlanständiger Schwiegersohn erscheinen zu können. Das letzte Ergebniß solcher Ueberlegung blieb freilich immer, in Ermangelung eines besseren Auswegs sich einstweilen in Geduld zu fassen; allein sein offener Kopf ließ ihn bald erkennen, daß er unterdessen wenigstens selbst etwas für seine Zukunft thun, und jede freie Stunde dazu benutzen müsse, sich recht genaue Kenntnisse von der Lage seines Vaterlandes zu erwerben. Bald wurde er hierin um so eifriger, je bestimmter er wahrnahm, daß der alte Oberforstmeister, dem der Fleiß des Jagdpagen nicht verborgen blieb, im Stillen sein wahres Vergnügen an diesem Eifer hatte. Auch Auguste that das Ihrige dazu, ihrem Liebling diesen Eifer zur Gewissenssache zu machen; so konnte es denn nicht fehlen, daß er sich in das Thun und Treiben seiner Umgebungen tiefer einstudirte, als von einem Leibpagen zu erwarten war.

Adolph von Brühl wollte glänzen, sein Freund Müller dagegen einst nützen. So gingen ihre Lebens-Ansichten allmählig auseinander; Jugendfreundschaft indessen und heiterer Sinn sicherten den-

noch ihre freundliche Verbindung. An Geist war Müller seinem Freunde weit überlegen; an Geschmeidigkeit dagegen und geselliger Gewandtheit stand er sehr hinter ihm zurück. Brühl achtete seinen Genossen selbst dann, wenn er über ihn lachte; und es war nicht blos Redensart, sondern Wahrheit, daß er ihn gern als seinen Gewissensrath behandelte, weil er sich wohl dabei befand, die Rathschläge eines so aufrichtigen Freundes nicht in den Wind zu schlagen. Müller seinerseits befand sich gern in Brühls Gesellschaft, weil dieser ein so entschiedenes Talent dafür besaß, sich beliebt zu machen. Es gab Augenblicke, wo er ihn um diese Gabe beneidete; nur konnte bei seiner herzlichen Gutmüthigkeit dieser Neid keine tiefere Wurzel schlagen; lieber vergnügte er sich mit ihm in allerlei Spottübungen, zu denen die Hof-Chronik des Tages Anlaß genug darbot, während Brühl seinen Freund Müller nicht ohne Grund für den einzigen Menschen hielt, in dessen Gegenwart er es ohne Furcht vor übeln Folgen wagen dürfe, über Dinge zu spotten, die er für äußerst wichtig halten mußte, sobald er seiner Dienstpflicht genügen wollte.

Im weiteren Verlauf unserer Geschichte werden uns die beiden Freunde wiederholt begegnen; und immer werden wir finden, daß ihre geistige Eigenthümlichkeit trotz aller darin wahrnehmbaren Gegensätze doch eine Anziehungskraft von besonderer Art gegenseitig

ausübte. Auch eine wohlthätige Einrichtung der Natur, daß nicht blos gleichartige Dinge und Personen, sondern zuweilen auch ungleichartige einander anziehen; denn vereinte Kräfte d i e s e r Art vermögen eine ungewöhnliche Stärke zu entfalten, deren Mangel durch nichts Anderes genügend ersetzt werden könnte!

III.

Das Dianen-Fest.

(1694.)

Einer der schönsten Herbstmorgen hatte aus dem Frühnebel zu Glanz und Sonnenschein sich entfaltet; um so natürlicher war es, daß an dem zum Dianenfeste bestimmten Tage, Aurora von Königsmark mit ihrer Schwester in einer sehr zahlreichen Begleitung der ausgezeichnetsten Schönheiten des Hofes, nach Moritzburg aufbrach.

Der Churfürst war ein paar Stunden früher von Dresden weggefahren. Ehe er die Residenz verließ, hatte er an Aurora einen prächtigen Jagd-Anzug gesendet, zu welchem unter Anderm eine ausgezeichnete Garnitur der kostbarsten Diamanten gehörte. Fürstliche Geschenke für die Generalin von Löwenhaupt und die Gräfin von Steenbock waren nicht vergessen; allein, während Aurora und deren Schwester

durch August's fürstliche Freigebigkeit sich außerordentlich geschmeichelt fanden, war die Gräfin Steenbock herzlich darüber betrübt, und das für sie selbst bestimmte Geschenk würde sie sofort zurückgesendet haben, wenn sie es nicht hätte für nöthig halten müssen, die Empfindlichkeit des Churfürsten zu schonen.

Um nicht selbst an dem Dianenfeste Antheil nehmen zu müssen, schützte sie Unpäßlichkeit vor, und blieb einsam in Dresden zurück. Als umsichtige Frau nahm sie die goldnen Netze, mit denen August das Herz Aurora's umstrickte, viel zu deutlich wahr, und fand ihren Stolz durch den Hinblick auf die wahrscheinlichen Folgen viel zu tief beleidigt, als das sie es hätte über sich gewinnen können, bei den verführerischen Schlummer-Liedern, durch welche Aurora's Ehrgefühl und moralische Empfindung in den Schlaf eingewiegt werden sollten, ihrerseits ebenfalls eine Rolle zu spielen.

Sämmtliche in Aurora's Begleitung befindliche Damen waren, wie diese selbst, in Amazonen-Tracht, und als die Morgensonne ihren vollen Sieg über den Frühnebel errungen hatte, bestrahlte sie einen Jagdzug, wie er selten so glanzvoll vorkommen möchte.

Als man im Walde vor Moritzburg ankam, stellte sich den Augen der Damen, an deren Seite mehrere Hof-Cavaliere zu Pferde den Zug begleitet und für heitere Unterhaltung bestens gesorgt hatten, ein prächtiger Palast in antikem Geschmacke dar.

Der Wagen der beiden Gräfinnen, dem man absichtlich den Vorrang gelassen, hielt an, damit man diese unerwartete Schöpfung bewundern könne. Kaum aber hatten die Augen der von der geschmackvollen Anordnung des Ganzen höchst überraschten Damen einige Augenblicke bei dessen Betrachtung verweilt, so öffnete sich auf ein dreimaliges Signal der Jagdhörner das Thor des Palastes, und hervor trat die Göttin Diana, im schönsten Kostüm, von ihren Nymphen umgeben.

Auguste von Brand, welche, wie wir schon wissen, auf ihrer Vaters Befehl, die Rolle der Diana spielte, war ein schönes Mädchen, und ihre sanften, blauen Augen bildeten zu dem dunkeln, glänzenden Haar einen so lieblichen Abstich, daß sie zu einer Darstellung dieser Art ganz wie geschaffen erschien.

Freundlich aufblickend, trat sie hervor, und redete Aurora, in passender Anspielung auf deren Namen als die zarte Göttin mit den Rosenfingern an, deren huldvolles Erscheinen in dieser Wald-Einsamkeit wohl hoffen lasse, daß sie den gebührenden Dank der Wald-Göttinnen freundlich aufnehmen, und deren Wohnung auf einige Augenblicke betreten werde.

Als auf diese Anrede die Damen, Aurora an der Spitze, ihre Wagen verlassen hatten, wurden sie durch Diana in einen Saal geführt, dessen Wände in den trefflichsten Schildereien der besten Maler jener

Zeit eine anmuthige Darstellung aller Thaten und Lebens-Ereignisse der Jagdgöttinnen darboten. Der Tod des zärtlichen Endymion war eben so meisterhaft dargestellt, als die Bestrafung des verwegenen Actäon, und die ganze übrige Ausschmückung des Saales stand mit diesen Wald- und Jagdscenen in einem so trefflichen Einklang, daß man wirklich in eine unter Nimrods Schutz gestellte Feenwelt sich versetzt glaubte.

Während noch die Augen der Damen an diesen Herrlichkeiten festgeheftet blieben, ertheilte Diana ihren Nymphen den Befehl, Aurora und deren Gefolge, festlich zu bewirthen, und plötzlich stieg im Saale selbst aus der Mitte des Fußbodens, eine mit den auserlesensten Gerichten bedeckte Tafel hervor; gleichzeitig aber lud eine muntere Jagdmusik alle Anwesende so dringend zu einer Morgen-Collation ein, daß man diesem Wunsche gehorcht haben würde, wenn auch nicht schon durch die Herbstluft selbst eine Neigung dazu vorbereitet gewesen wäre. Ehe man Platz nahm, erschien auf einmal der Gott Pan, in Begleitung von zahlreichen Faunen und andern Waldgöttern. Eine Rolle, die der Churfürst selbst mit seinen Hof-Cavalieren übernommen hatte. Diana unterließ natürlich nicht, den Gott Pan zu ersuchen, daß er an der Seite der Göttin des Morgenrothes Platz nehme; wodurch der Churfürst eine passende Gelegenheit erhielt,

ganz im Charakter der von ihm übernommenen Rolle der schönen Aurora die zärtlichsten Dinge zu sagen, ohne daß er irgendwie genöthigt war, sein selbstgewähltes Incognito aufzugeben.

Wer da weiß, welch' ein feiner Weltmann Churfürst August war, und wie gut er sich darauf verstand, den Scherzspielen der Galanterie durch das glänzende Feuer seiner Augen einen eigenthümlichen Nachdruck zu verleihen, der wird auch nicht daran zweifeln, daß Aurora sich bald veranlaßt fand, ganz in den Ton ihres fürstlichen Geliebten einzustimmen.

Kaum war das Mahl beendet, so ließ sich der Hallali-Ruf der Jagdhörner vernehmen, und bald wurde Hundegebell und Pferdegetrappel dicht vor den Fenstern des Palastes hörbar.

Mochte auch Aurora sich noch so tief in ein halb lautes Gespräch mit ihrem liebenswürdigen Nachbar verwickelt haben; in der Wohnung der Jagdgöttin selbst, konnte ein Jagdruf nicht unbeachtet bleiben; sie äußerte also, während die übrigen Damen schon zu den Fenstern eilten, um die hübschen Jagdjunker und Pagen in Augenschein zu nehmen, dem Churfürsten sofort den Wunsch, es möge ihr und den andern Frauen verstattet werden, persönlich an dem Jagdvergnügen Theil zu nehmen.

Ein Wink des Churfürsten rief die schönsten Jagdpferde herbei; die muntern Junker und Pagen hielten

ehrerbietigst die Steigbügel, wobei unser Ludwig von Müller das Glück hatte, der Göttin Diana einen wunderhübschen Goldfuchs als Jagd-Renner präsentiren zu dürfen, — Alles schwang sich in den Sattel, und nur einige zaghafte Damen wählten sich Plätze in den bereit stehenden leichten Jagdwagen.

Das beginnende, Treibjagen bei welchem Churfürst August und Aurora natürlich in der vordersten Reihe sich befanden, war gegen einen prächtigen Hirsch gerichtet; und als dieser, rings umher eingeschlossen, mit einem kräftigen Sprung sich in den großen Schloßteich gestürzt hatten, wo seine stolzen Glieder ohne große Furcht vor den auch hier ihm nachfolgenden Hunden eifrigst die Wasserwogen theilten, ließen die Damen auf leichten, bunt bewimpelten Gondeln sich zu einer kleinen, in der Mitte des Teiches befindlichen Insel rudern, wo sie die bequemste Gelegenheit hatten, den letzten Kampf des Sechszehnenders mit seinen Verfolgern gefahrlos in Augenschein zu nehmen.

Ein großes, türkisches Zelt, welches die Insel des Teiches zierte, lud die Gesellschaft hierauf in seine geschmückten Räume ein. Niedrige Ruhepolster, nach türkischem Geschmack, und zierliche, kleine Tischchen, deren bunte Decken mit eingewebten Kriegs-Scenen prangten, blieben nicht lange der einzige Gegenstand der Betrachtung; denn kaum hatte der Churfürst zwei Mal in die Hände geklatscht, so traten vierundzwan-

zig wunderhübsche junge Türken herein, die in ansehnlichen, silbernen Fruchtkörben auserlesene Erfrischungen von jeder Art im Kreise umher boten.

Der Gott Pan war verschwunden; bald jedoch erschien, als sein Doppelgänger, der türkische Großsultan im Zelte. Der Churfürst August, dem der Brillanten-Schmuck des orientalischen Herrschers um so trefflicher zu Gesicht stand, je mehr sein imponirendes Aeußere ihm in dieser Rolle zu Hülfe kam, begrüßte die Damen mit anmuthiger Würde, warf nach ächt morgenländischer Sitte, der Gräfin Aurora ein reich gesticktes Schnupftuch zu, und ließ sich mit ihr auf einem bequemen Divan nieder. Dies war das Zeichen, daß alle übrigen Damen und Herrn rings um im Saale Platz nahmen, um den graziösen Tänzen der jetzt auftretenden türkischen Tänzerinnen desto besser zuschauen zu können.

Die ausgezeichnetsten Mitglieder des Dresdner Opern-Ballets vermochten hierbei ihre Kunstfertigkeit zu entfalten, und besonders dazu componirte Musikstücke hielten das Ganze vortrefflich zusammen.

Als der Tanz sich schloß, führte der Churfürst Aurora an ihre Gondel, und nahm in Begleitung des Fürsten von Fürstenberg, an dessen Seite die Gräfin Löwenhaupt sich befand, darin mit ihr Platz. Bald war nun der große Schloßteich auch durch die übrigen Gondeln belebt; eine sanfte Musik begleitete die Was-

serfahrt, und als man am Ufer anlegte, wo ein glänzendes Gefolge von Officieren und Soldaten in türkischer Tracht aufgestellt war, führten zahlreiche, offene Wagen die Gesellschaft in das Schloß zurück.

Der nun folgende Theil des Festes beschränkte sich auf die innern Räume dieses Gebäudes.

August geleitete seine schöne Gefährtin sofort in das Zimmer, welches er ihr von jetzt an bestimmt hatte. Die ausgesuchte Pracht des Meublements concentrirte sich in dem mit Vorhängen von Aurorafarbnem Damast geschmückten Himmelbett, auf dessen Holzgetäfel in feinster, ausgelegter Arbeit die mythologische Sage von Aurora's Liebe zu Tithon bildlich dargestellt war. Als Gardinenhalter für dieses Prachtbett, waren kleine Liebesgötter angebracht, in deren Händen Rosen, Mohnblüthen und Anemonen eine sinnreiche Deutung zuließen.

„Hier, liebe Gräfin, sind Sie von nun an unumschränkte Herrscherin; nicht der unüberwindliche Großsultan steht vor Ihnen, sondern ein Freund, der Ihnen herzlich ergeben ist!“

Mit diesen Worten küßte August der Gräfin die Hand, und ließ sie allein, damit sie Zeit gewinne, sich umzukleiden.

Aurora legte jetzt das prächtige Kleid an, welches der Churfürst den Tag zuvor ihr übersendet hatte.

Bald erschien letzterer wieder, und zeigte sich, in seinem von Perlen und Diamanten strahlenden, modischen Anzug, als ein würdiger Geleitsmann der Gräfin.

Man begab sich jetzt in das Schloßtheater, wo das Ballet „Psyche" mit allem nur möglichen Glanze aufgeführt ward.

Als nach Beendigung dieses Theaterstücks die Abendtafel folgte, fand Aurora auf ihrem Couvert, einen Strauß von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen, die, künstlich zu allerlei Blumen zusammen gestellt, nach den Regeln des türkischen Selam, den deutlichsten Ausspruch darüber enthielten, daß Aurora die Königin des Balles sein werde, der auf die Abendtafel folgen sollte.

Wirklich eröffnete auch der Churfürst nach dem Souper den Tanz mit der Gräfin, und die Anmuth des in Glanz und Haltung unnachahmlich hervorragenden Paares ward von der ganzen Gesellschaft bewundert. Je allgemeiner aber bald nachher das Tanzvergnügen die Herren und Damen des Festes beschäftigte, desto eher konnte der Churfürst mit Aurora aus dem Saale verschwinden, ohne daß außer den vorgenannten Liebesgöttern, irgend Jemand ihren stillen Aufenthalt erfuhr. — —

Vierzehn Tage hindurch folgten, vom nächsten Morgen an, Fest auf Fest, und Lustbarkeit auf Lust-

barkeit; denn der Hauptehrgeiz des Churfürsten lag darin, in Glanz und Pracht es allen deutschen Regenten seiner Zeit zuvor zu thun, und er wußte recht gut, daß er auch hierin das Höchste zu leisten habe, um dem Stolze einer Aurora Genüge zu thun.

IV.

Eine Unterbrechung.

(1694.)

Während auf diese Art ein liebestrunkener, junger Fürst Glanz und Pracht vor Aurora entfaltete, um jede Regung eines ernsteren Gefühls unwiderstehlich bei ihr zu ersticken, erhielt das fernere Verhältniß der beiden Liebenden durch das, was unterdessen in Dresden geschah, unerwartet eine andere Wendung.

Die Gräfin von Steenbock besaß viel zu viel Kenntniß des menschlichen Herzens, als daß sie nicht Absicht und Erfolg des Dianen-Festes schon im Voraus hätte errathen sollen.

Je tiefer sie sich dadurch gekränkt fühlte, daß ihre Cousine dem Churfürsten so willfährig in das Netz lief, desto lebhafter fühlte sie sich gedrungen, wenigstens für ihre Person den weiteren Ereignissen am sächsischen Hofe auszuweichen. Ihr gerechter Familienstolz konnt-

den Gedanken nicht ertragen, daß der von ganz andern Ursachen herbeigeführte Aufenthalt ihrer Cousine in Dresden nur dazu dienen sollte, dieselbe zur fürstlichen Maitresse zu machen, und da sie gleichwohl überzeugt war, daß den Ueberredungen der Gräfin Löwenhaupt und den glänzenden Verlockungen des Churfürsten gegegenüber ihre Vorstellungen bei Aurora nichts weiter fruchten würden, so wollte sie wenigstens nicht Augenzeugin von den ferner zu erwartenden Vorgängen sein.

Aber — die von Dänemark aus an die verwitwete Churfürstin, eine dänische Prinzessin, erhaltenen Empfehlungs-Briefe waren die Hauptursache des ehrenvollen Empfangs der drei Gräfinnen gewesen, und letztere hatten nicht nur von der alten Churfürstin, sondern auch von deren Schwiegertochter so ausgezeichnete Beweise von Hochachtung erhalten, daß die Gräfin Steenbock es als ihre wahre Pflicht erkennen mußte, sich von diesen beiden Fürstinnen besonders zu verabschieden. Ja, sie fühlte zugleich, daß es ganz angemessen sein werde, diesen hohen Damen persönlich eine bestimmte Andeutung darüber zu geben, wie sehnlich sie, die Gräfin Steenbock, gewünscht habe, bei Aurora ein etwas zurückhaltenderes Benehmen gegen den Churfürsten hervorzurufen. Mit Recht urtheilte die Gräfin, daß sie dies alles ebensowohl der hohen Stellung der beiden Fürstinnen, welche überall die aufrich-

tigste Verehrung genossen, als ihrem eignen guten Rufe schuldig sei.

Auf den Grund dieser Erwägungen ließ sie sofort um eine Privat=Audienz bei der verwitweten Churfürstin bitten; und auf die von letzterer empfangene Meldung, sie sehe dem Erscheinen der Gräfin mit dem größten Vergnügen entgegen, begab sich diese ohne Säumniß in das Schloß.

Vielleicht würde es ihr, trotz aller ihrer Gewandtheit, doch etwas schwer gefallen sein, die alte Fürstin von dem wahren Veranlassungsgrunde zu dem Entschlusse der Abreise ohne Vorwand und Einkleidung zu unterrichten, wenn nicht die Churfürstin selbst ihr mit der Frage zuvorgekommen wäre, ob es gegründet sei, daß die Gräfin rücksichtlich ihres ferneren Aufenthalts in Dresden eine neue Einrichtung beschlossen habe?

Es war nämlich der alten Churfürstin nicht verschwiegen geblieben, daß die Gräfin ihren Cousinen es abgeschlagen hatte, selbst Antheil an der Parthie nach Moritzburg zu nehmen, und daß die Vorschützung einer Unpäßlichkeit nur dem Churfürsten gegenüber, des Anstands halber, stattgefunden. Die Churfürstin wollte also durch ihre so gestellte Frage der Gräfin nur freie Hand zu beliebiger Erwiederung geben.

Die Gräfin bewies ihren Dank für diese Freundlichkeit dadurch, daß sie so offen, als es die Discretion zuließ, über die Vorgänge der letzten Tage sich aussprach.

„Auch wenn der Befehl meines Gemahls mich nicht nach Schweden zurückrief," — äußerte sie sich unter Anderm — „auch dann würde ich doch es für rathsam erachten, Dresden jetzt zu verlassen. Die vielfachen Beweise des gnädigsten Wohlwollens, deren ich hier gewürdigt worden, werden unverlöscht in meinem Herzen sich erhalten, und nur eins werde ich bedauern; das nämlich, daß mein Einfluß auf meine beiden Cousinen weit geringer ist, als ich anfangs hoffen zu dürfen glaubte."

„Wie dem auch sein möge," — gab die Churfürstin zur Antwort — „immer, liebe Gräfin, bitte ich Sie, mit Ihrer Abreise nicht zu sehr zu eilen. Die Leidenschaft meines Sohnes ist ein Rausch. Wie bald verfliegt derselbe! Ich fürchte sehr, gerade Ihre Cousine Aurora, die ich immer geachtet habe, dürfte ihrerseits das Verschwinden dieses Rausches am bittersten empfinden, sobald ihr alsdann Niemand rathend und hülfreich zur Seite steht. Es ist Pflicht, daß gerade Sie, liebe Gräfin, dieser Dienstleistung sich nicht entziehen. Ich weiß, daß auch bei meiner Schwiegertochter Sie zur Abschieds-Audienz bereits angemeldet sind; allein sie selbst hat gegen mich den Wunsch ausgesprochen, daß ich Sie bewegen möchte, noch vor der Hand Dresden nicht zu verlassen!"

„Der Wunsch Ew. churfürstlichen Durchlaucht enthält der Freundlichkeit sehr viel in sich. Möchte doch

Aurora erkennen, wie schonungsvoll-gütige Beurtheilerinnen sie gefunden hat!"

Unmittelbar nach diesem Zwiegespräch trat die regierende Churfürstin Eberhardine in das Audienzzimmer ihrer Schwiegermutter.

Die jugendliche, aber volle Gestalt derselben war mit einer besondern Anmuth geschmückt, deren Eindruck nicht leicht Jemand widerstehen konnte. Blaue Augen und blondes Haar von eigenthümlicher Schönheit, sowie ein feiner Zug um den Mund, verkündeten schon äußerlich, daß man hier eine der sanftesten ihres Geschlechts vor sich habe. Dennoch aber fehlte es ihr durchaus nicht an Würde und Selbstbewußtsein.

Eberhardine nahm selbst das Wort, so wie sie eingetreten war.

„Ihre Anmeldung zur Abschieds-Audienz, liebe Gräfin, hat mich vermuthen lassen, daß sie Dresden schneller, als es ursprünglich in Ihrem Plan gelegen, zu verlassen gedenken, und wir Beide" — sie warf hierbei einen Blick auf die verwitwete Churfürstin — „sind gleichwohl ganz darüber einverstanden, daß es vielleicht nützlich sein würde, wenn Sie sich bewegen ließen, Ihre Abreise noch zu verschieben."

Die verbindliche Art, in welcher die junge Churfürstin diese Worte zur Gräfin sprach, würde die letztere bei geringerer Festigkeit rücksichtlich ihres Entschlusses über die Ausführung desselben wahrscheinlich zwei-

felhaft gemacht haben; die Gräfin jedoch blieb standhaft; und zwar um so mehr, da sie zugleich Menschenkenntniß genug besaß, um sich selbst sagen zu können, daß ihre Abreise doch im Stillen vielleicht beiden Churfürstinnen lieb sein würde, weil immer die Aussicht blieb, die beiden Cousinen der Gräfin würden nach deren Entfernung es doch am Ende nicht wagen, auf ihre eigene Hand noch lange in Dresden zu verweilen, und es sei also dann eine schnellere Beendignng des Verständnisses zwischen dem Churfürsten und Aurora mit ziemlicher Gewißheit zu erwarten.

So nahm sie denn also wirklich von beiden fürstlichen Frauen Abschied, und sie konnte selbst deutlich wahrnehmen, daß ihre Festigkeit nur dazu beitrug, Beider aufrichtige Hochachtung gegen sie um ein Großes zu vermehren.

Noch aber blieb es ihr übrig, auch den noch in Moritzburg verweilenden Churfürsten von ihrem Entschluß zu unterrichten. Sie that dies in einem achtungsvollen Schreiben, worin sie ihren herzlichen Dank für die von ihm empfangenen Gnadenbeweise aussprach, ohne dabei ihrer beiden Cousinen zu gedenken. August indessen wußte recht gut, daß die Abreise der Gräfin Steenbock für die beiden Schwestern durchaus nicht bedeutungslos sein werde. Er hielt also diese Nachricht vor Aurora noch geheim, und ritt spornstreichs nach Dresden, um die Gräfin selbst von ihrem Entschlusse

abzubringen. Doch siehe da, er kam zu spät. Schon an demselben Morgen in aller Frühe hatte sie sich aus der Residenz entfernt.

Voller Mißmuth über diesen Unstern eilte der Churfürst nach Moritzburg zurück, und wenn er hierbei in der Bestürzung es ganz vergaß, den beiden Churfürstinnen einen Besuch zu machen, ehe er sich wieder in Aurora's Arme warf, so ist diese Unterlassungssünde bei der Stimmung, in welcher er sich so eben befand, unschwer zu erklären.

V.

Der Rath der Klugheit.

(1694.)

So rücksichtsvoll auch beide Churfürstinnen in dieser Angelegenheit sich betragen hatten, so blieben sie doch immer — Weiber; es darf also nicht befremden, daß sie gerade durch die Verletzung des äußeren Anstandes, deren der eilfertige Churfürst bei der Rückkehr nach Moritzburg sich schuldig gemacht, am empfindlichsten sich verletzt erachteten. Eberhardine erblickte darin eine lieblose Zurücksetzung, die an Verachtung grenzte, und tausend bittere Thränen gaben ihn tiefe Kränkung darüber kund; die alte Churfürstin aber war ihrerseits eben so wenig geneigt, den Mangel an Ehrfurcht und Kindesliebe, den ihr Sohn hierbei an den Tag gelegt hatte, ihm ohne Weiteres zu verzeihen. Sie gab also rasch Befehl, daß bei Hofe die nöthigen Anstalten zu ihrer Abreise nach ihrem Witwensitze, dem

Schlosse Lichtenburg bei Torgau, ungesäumt getroffen würden.

Eine Anordnung dieser Art konnte, zumal in jener Zeit, nicht zum Vollzug kommen, ohne dem gesammten Hofpersonal bekannt zu werden; kein Wunder also, daß auch n ch Moritzburg die Nachricht davon sich sehr bald verbreitete.

Churfürst August hatte zwar nicht versäumt, nach seiner Zurückkunft Aurora selbst von der plötzlichen Abreise ihrer Cousine zu unterrichten; allein trotz aller Mühe, die er sich gegeben, diesen Zwischenfall als unbedeutend darzustellen, war ihm dies doch keineswegs gelungen, vielmehr war seine Geliebte äußerst betrübt über dieses Ereigniß. Als sie auch noch vernahm, welches Unheil die Rücksichtslosigkeit Augusts bei den beiden Churfürstinnen angestiftet, wurde ihre Stimmung noch um Vieles trauriger. Ihr gesunder Verstand sagte ihr zu deutlich, in welche mißliche Stellung zu den beiden Fürstinnen sie selbst in Folge der Uebereilung des Churfürsten gekommen, als daß sie es nicht für unumgänglich nöthig hätte erkennen sollen, weiteren Mißhelligkeiten schleunigst vorzubeugen. Ihrer Gewalt über August sich bewußt, erklärte sie ihm ganz offen: die stärkste Versicherung seiner Liebe könne er ihr dadurch geben, daß er die Achtung, welche er den Verdiensten seiner Gemahlin schuldig sei, derselben auch ferner zu erweisen fortfahre.

„Wollten Ew. churfürstliche Durchlaucht dies nicht thun," fuhr sie fort — „so würde mir nur übrig bleiben, das Beispiel meiner Cousine Steenbock zu befolgen und Dresden ebenfalls zu verlassen. Aber ich wage es, sogar noch mehr zu hoffen; ich glaube, Ew. churfürstliche Durchlaucht werden es selbst rathsam finden, jetzt nach Dresden zurückzugehen, und die Betrübniß Ihrer Gemahlin auf die freundlichste Weise zu beendigen. Ich für meinen Theil will durchaus nicht, daß diese liebenswürdige Fürstin meinetwegen das Vergnügen Ihres Umgangs entbehre."

Aurora's Urtheil hätte bei August bei weitem weniger gelten müssen, als es wirklich der Fall war, wenn er das praktische Gewicht dieser klugen Aufforderung nicht sofort hätte fühlen sollen. Er folgte also wirklich ihrem Rathe, und suchte das Mißverständniß mit seiner Gemahlin ohne Zögern wieder auszugleichen.

Aber auch für sich selbst hatte Aurora, wie der Erfolg zeigte, durch den von ihr ertheilten klugen Rath sehr gut gesorgt. Denn ihre Aeußerungen gegen den Churfürsten blieben natürlich auch für Eberhardine nicht verborgen und diese sanfte Frau wußte es der Gräfin herzlich Dank, daß sie ihrer großen Macht über August so rücksichtsvoll sich bediente, um dessen Benehmen gegen seine Gemahlin auf der Linie des Anstandes zu erhalten, wenn einmal seine Leidenschaftlichkeit zu

lebhaft wurde. „Es ist noch mein einziger Trost,“ pflegte Eberhardine öfters zu sagen, „daß meine Nebenbuhlerin es verdient, an diesem Platze zu stehen!“ — Sogar die verwitwete Churfürstin, so streng sie auch sonst in ihren Ansichten war, konnte es nicht über das Herz bringen, Aurora ganz zu verdammen, sondern wußte die achtungsvolle Feinheit in deren Betragen gar sehr zu schätzen. Diese kluge Haltung der beiden fürstlichen Damen wirkte aber natürlich auch auf das Benehmen des gesammten Hofes gegen die Gräfin sehr wesentlich zurück, und wenn noch späterhin die öffentliche Meinung in der Residenz wiederholt sich dahin aussprach: es sei Niemand, der mit Aurora in nähere Berührung gekommen, irgendwie im Stande gewesen, sie zu hassen, so lag hierin ein Zugeständniß, welches man für eine gerechte Anerkennung der Klugheit Aurora's zu halten befugt ist. Auch bei den niederen Klassen der Residenzbewohner machte sie sich durch die Bereitwilligkeit beliebt, mit welcher sie einen großen Theil dessen, was Augusts Freigebigkeit ihr zu eigen gab, auf geräuschlose Unterstützung von Nothleidenden verwandte. Es stand ihr diese Mildthätigkeit um so besser an, seitdem sie von den Stiftsfrauen in Quedlinburg zu deren Aebtissin gewählt worden war. Ja, man darf annehmen, daß Churfürst August auch in späterer Zeit vor manchem unpolitischen Schritte seines Regentenlebens sich gehütet haben würde, wenn er stets

so kluge Freundinnen, wie Aurora von Königsmark, um sich gehabt hätte.

Jedenfalls war es nur seine Schuld, wenn beide später nicht so innig verbunden blieben, als sie es anfangs waren. Wirkliche Charakterfestigkeit war wohl bei Aurora, nicht aber bei August vorhanden; er suchte aus Vergnügungslust Abwechselung im Genuß; sie dagegen war zu stolz, um Vielen Antheil an ihrer Liebe zu gönnen.

VI.

Der Weber und sein Kind.

(1696.)

Aus dem damals so glanzvollen Residenzleben der sächsischen Hauptstadt, wenden wir uns zu dem stillen Getriebe des Gewerbfleißes, der auch damals schon dem sächsischen Erzgebirge vorzugsweise eigen war, und mitten unter der Alltagsnoth einer meistens in Armuth dahin lebenden Bevölkerung sich dennoch aufrecht erhielt.

In dem Bergstädtchen Wolkenstein bei Marienberg, sehen wir den Zeugweber Johann Apitzsch, an einem Sonntagsmorgen des Winters 1696, traurig vor seinem Webstuhle sitzen und ein Stück wollenes Zeug, das Product eines mehrwöchentlichen, eifrigen Fleißes, wiederholt prüfen und beschauen. Neben ihm befinden sich in derselben Stube, ein kleines Mädchen von vier Jahren, und ein ältliches Frauenzimmer von verwachsenem Aeußern und bleichem Gesicht.

„Wenn ich nur finden könnte, was der Mann eigentlich an meiner Arbeit zu tadeln hat!“ — so ließ sich der Weber nach längerem Schweigen vernehmen, und wickelte dabei das Zeug wieder zu einer dichten Rolle von ansehnlichem Umfang zusammen, — „ich mag es betrachten, wie ich will, weder ungleiche Stellen, noch Nester im Gewebe sind aufzufinden; außer ein paar ganz kleinen Versehen beim Durchschuß, kann ich nichts Ungehöriges entdecken; und diese Kleinigkeiten durch Abzug am Lohn zu verbüßen, habe ich mich ja selbst gleich anheischig gemacht! Aber nein, — da soll durchaus die ganze Arbeit schlecht sein, nur damit Herr Mayer ein Recht bekommt, ihre Annahme zu verweigern! Und doch habe ich ihn flehendlich gebeten, nicht so hart mit mir zu sein; habe ihm vorgerechnet, wie ich bei dieser Arbeit kaum Brot und Salz gewinne; habe ihm gesagt, daß der geringe Preis für dieses Stück, — zwei Thaler und zwanzig Groschen, — ihm doch neulich selbst nicht zu hoch vorgekommen sei, und daß ich zur Buße für jene Versehen, mir gern noch vier Groschen davon wolle abziehen lassen, er solle mir nur die übrigen zwei Thaler und sechszehn Groschen ohne Säumniß zukommen lassen, weil nicht für einen Dreier Brot im Hause sei! — Es half Alles nichts! — — Nun, Ihr wißt selbst, Muhme, wie spät ich gestern Abend von Marienberg nach Hause kam, — hätte nicht der mitleidige Wirth im goldenen

Hufeisen mir freiwillig vier Groschen zu Brot geborgt und einen Trunk Bier mir zechenfrei gereicht, — ich wäre vielleicht gar nicht nach Hause gekommen, sondern hätte einen desparaten Sprung in die Zschopau gethan!"

„Ei, um Gottes Willen, Vetter, führt doch nicht solche ärgerliche Reden! Wie unchristlich wäre es gewesen, wenn Ihr mich mit dem Kinde da ganz allein gelassen! Lieber Gott, ich verdiente gern etwas, wenn nur —"

„Seid nur still, gute Muhme, so böse war es nicht gemeint! Aber, wenn es die Menschen an mich bringen, — — auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird! Uebrigens — was ihr da vom Verdienen sagt, so weiß ich selbst am besten, daß Euer gebrechlicher Körper weder viel schwere, noch sitzende Arbeit zuläßt, und ich bin froh genug, daß ihr mein bischen Hauswesen besorgt, seit meine Frau todt ist. Dafür gebe ich Euch den Lebensunterhalt von Herzen gern, und könnte das auch, wenn nicht das Fabrikantenvolk —"

„Ach, verderbt Euch doch den Sonntag nicht mit Schimpfen; die Frühkirche habt Ihr heute ohnedies versäumt, weil Ihr Euere in Marienberg verworfene Waare immer wieder vor das Gesicht genommen."

„Es geht sich nicht gut in die Kirche, wenn man das Herz voll Aerger hat! Uebrigens — meine wahre

Kirche habe ich gestern Abends gehalten. Denn seht, wie ich aus dem goldnen Hufeisen fortging, und dem Wirth noch einmal die Hand gedrückt, da hab' ich mir erst recht überlegt, daß Hans Ehrlichs Viergroschenstück etwas Ordentliches auf sich habe. Ich bin dem Manne noch von diesem Sommer her das Geld für zwei Scheffel Korn schuldig, und er hat mich seitdem auch nicht mit einer Sylbe gemahnt; — und die vier Groschen sammt dem Trunke bot er mir, als er gehört, wie Herr Mayer mich behandelt, so freundlich an, daß kein Bruder christlicher hätte an mir handeln können. Ich nahm mir das auf dem Nachhauseweg zu Herzen, denn Hans Ehrlich hat diesen Sommer bei dem Hagelwetter Getreide genug verloren, und könnte wohl den Armen seine Thür verschließen, wenn er sonst wollte! Ich dachte darüber nach, wie gut es sei, daß es noch immer mitleidige Seelen in der Welt gäbe; und da kam mir in den Sinn, was unser Pastor neulich in der Kirche sagte: „danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich." Seht, wenn ich mit solchen Gedanken gehe, das nenne ich: Kirche im Stillen halten, — und dawider wird Gott gewiß nichts einwenden!"

„In der Art habt Ihr Recht, Vetter; und wenn Hans Ehrlichs Gutthat — —"

„Ja seht, auf den Mann laß ich nichts kommen und wäre der Winter nicht gar zu rauh, so solltet Ihr

mir recht bald einmal, mit Lieschen da, nach Marienberg hineingehen; denn Ehrlich ist ein Kinderfreund, und fragt jedesmal: was macht Lieschen?"

Das kleine Mädchen, welche in der Stube mit dem Zusammenlegen einiger bunten Fleckchen sich beschäftigt hatte, war, als sie ihren Namen nennen hörte, aufgesprungen, und kam zum Vater hingelaufen.

„Ach, Du denkst wohl, es soll heute fortgehen, Lieschen? — Nein, dazu pfeift heute der Sturm viel zu arg, und das Schneewetter wird wohl auch gleich wieder losgehen, denn Fidel kratzt ja an der Thür, und der hat immer zeitig von so etwas eine Vermuthung."

Während der Weber dies sagte, öffnete er die Thür, um einen weißen Spitz herein zu lassen, der die spärlich geheizte Stube um Vieles wohnlicher fand, als die kalte Hausflur, und freundlich dem Kinde die Händchen leckte, als er sich ohne Zögern aufgenommen sah.

Lieschen spielte nun mit dem Hunde, denn das kluge Thier war ihr lieber, als die bunten Fleckchen.

„Wenn ich nur wüßte, Muhme," fing Apitzsch nach einer kleinen Pause wieder an, — „wenn ich nur wüßte, ob ich das Zeug noch heute Nachmittag zu einem andern Fabrikanten trüge. Denn — Geld brauchen wir nun einmal, und morgen möchte ich mir die Arbeitszeit nicht gern verlaufen."

„Wollt Ihr es vielleicht mit Herrn Mayer doch noch einmal versuchen?“

„Nein, das Stück hier biete ich ihm gewiß nicht wieder an; er wäre im Stande, mir jetzt nur die Hälfte des geforderten Preises zu geben. Gleichwohl — ganz mag ich es nicht mit ihm verderben, denn es ist ein Staatsfehler, wenn ein armer Teufel sich reiche Leute zu Feinden macht, — also bat ich ihn schon gestern Abend, wenn er eine andere Arbeit hätte, so wollte ich mein Möglichstes thun. Und er weiß eben so gut, daß er mich besser brauchen kann, als hundert Andere; darum gab er mir gleich einen Auftrag. — Indessen, was das Stück hier anlangt, so ist es wohl der Mühe werth, daß ich nach Annaberg gehe, und es bei Herrn Lindner versuche. Sonderbar, daß ich erst in diesem Augenblick mich auf den besonnen habe.“ —

„Ei, da habt Ihr wirklich Recht; Herr Lindner ist ein Mann, der es gern sieht, wenn man Zutrauen zu ihm hat. Das bischen Wassersuppe, das wir heute zum Mittagsbrod haben, wird bald gegessen sein; dann könnt Ihr immer nach Annaberg gehen.“

Der gute Weber war nun mit sich einig, was er thun wolle; Grund genug, daß sein bisheriger Mißmuth um ein Beträchtliches sich verminderte. Lieschen, — sein Herzblättchen, weil sie ganz das Ebenbild ihrer verstorbenen Mutter war, — kletterte auf seinen

Schooß, und er, seiner Abkunft nach ein Bergmanns-sohn, sang ihr den Bergreihn vor, den sie so gern hörte. Des Kindes muntere, blauen Augen leuchteten ungewöhnlich klug unter den scharf gezeichneten Augenbrauen hervor; ihr braunes Haar war dunkler als gewöhnlich bei Kindern von diesem Alter, und ihr ganzes Wesen verrieth eine günstige Begabung von höherer Art.

Bald war die Mittagssuppe genossen, und Apitzsch machte sich, mit seinem Stück Zeug im Ranzen, nach Annaberg auf, um noch vor spätem Abend wieder zurückkehren zu können. Lieschen dagegen blieb unter der Obhut ihrer treuen Pflegmutter im Hause zurück, und sah aufmerksam zu, wie diese ein neues Spitzenmuster am Klöppelsack versuchte.

„Meine Hände sind durch die grobe Arbeit verdorben!" — mit diesen Worten schob Rosamunde, — so hieß die Pflegemutter, — nach einiger Zeit wehmüthig die Klöppelgeräthschaft bei Seite. „Ich werde wohl ganz darauf Verzicht leisten müssen, noch nebenbei etwas zu verdienen! Und doch wäre das so nöthig; der Vetter kann sich und uns nicht mehr allein ernähren!"

Rosamunde hatte einst bessere Zeiten gesehen. In früheren Jahren von einem Prediger zu Annaberg erzogen, hatte sie von demselben eine mehr als gewöhnliche Bildung erhalten, und in seinem häuslichen Kreise

sich sehr wohl befunden. Als funfzehnjähriges Mädchen jedoch griff sie sich beim Ausbruch einer Feuersbrunst in ihres Pflegevaters Hause zur Rettung von Hab' und Gut desselben so übermäßig an, daß nach wenig Jahren ihr Körper schief und verwachsen sich zeigte. Nach ihres Pflegevaters Tode mochte sie dessen Kindern nicht länger zur Last fallen, und hatte daher späterhin einer Aufforderung ihres Vetters Apitzsch, die durch den plötzlichen Tod der Hausfrau verwais'te, kleine Wirthschaft zu führen, und an dem damals kaum zweijährigen Lieschen Mutterstelle zu vertreten, bereitwillig angenommen. Das erste Jahr nach ihrer Ankunft war des Vetters Verdienst noch leidlich gewesen; allein der Sturz eines Fabrikanten, für den Apitzsch bisher vorzüglich gearbeitet, entzog letzterem seinen besten Erwerb, und die Noth in dessen Hausstand ward immer größer.

So sauer auch die hauswirthschaftliche Arbeit der gebrechlichen Rosamunde wurde, so unverdrossen war sie doch dabei. Sie fühlte recht wohl, daß gerade diese Arbeit zur Befestigung ihrer schwächlichen Gesundheit wesentlich beitrage; auch sah sie vor Augen, daß der Vetter und dessen Kind geradezu verderben würden, wenn sie es aufgeben wollte, das kleine Hauswesen ferner zu lenken.

Den Versuch, mit Klöppelarbeit sich nebenbei etwas zu erwerben, hatte sie oft wiederholt, und doch immer

wieder aufgeben müssen. Die Hausarbeit paßte nun einmal nicht zu dieser Beschäftigung. Das machte sie um so trauriger, je mehr dieser kleine Erwerb ihr jetzt willkommen gewesen wäre.

Auch heute starrte sie sehr betrübt vor sich hin. „Armes Lieschen, Du wirst noch lange auf ein neues Kleidchen warten müssen!"

Rosamunde warf bei diesen Worten einen wehmüthigen Blick auf das Kind, das sorglos in einem von Hans Ehrlich beim letzten Marienberger Jahrmarkt erhaltenen Bilderbuch blätterte. Die sanfte Pflegerin war viel zu mildherzig, als daß sie hierbei ihr eigenes Bedürfniß in Anschlag bringen mochte. „Geht Ihr nur mit dem Kinde allein," — hatte sie an jenem Jahrmarktstag zum Vetter gesagt, der sie aufgefordert, mit nach Marienberg zu wandern, und das kleine Häuschen einer Nachbarin zur Obhut zu übergeben. „Für mich ist's besser, ich bleibe zu Hause, und halte Waschfest."

Der Vetter war dem Blicke, den Rosamunde bei diesen Worten auf ihren Anzug geworfen, still gefolgt, und hatte sogleich bemerkt, daß das nämliche Kleid, welches sie trug, wohl den Hauptstein des Anstoßes dafür bilden mochte, die Marienberger Jahrmarktsfreuden schmücken und zieren zu helfen. Eine finstere Falte des Verdrusses über sein Unvermögen, diesem Mangel abzuhelfen, hatte seine Stirn durchfurcht, und am

Abend hatte er ihr als Jahrmarktsgeschenk ein hübsches Tuch mit den Worten übergeben: „Mehr hatte ich nicht übrig; sonst wäre es nicht bei dem Tuche geblieben.“

„Ach, nun habt Ihr wieder das Geld für mich ausgegeben, und hättet es doch für Euch gebraucht!“

Rosamunde hatte dem Vetter die Hand herzlich gedrückt, als sie dies gesagt; er aber hatte gemeint, daß sein Sonntagsrock noch leidlich genug für einen herabgekommenen Weber sei.

„Aber Lieschen —“

„So lange das Mädchen noch eine reinliche Kappe hat, braucht sie keine neue; übrigens wird die Reihe auch an sie kommen!“

Mit diesen Worten hatte der Vetter Rosamunden damals beschwichtigt; aber jetzt war es ihr doch auf das Herz gefallen, daß seitdem schon drei Monate vergingen, und noch keine Aussicht zu einem neuen Kleidchen für das Kind sich zeigte; und in diesem Gedanken hatte sie die Klöppelarbeit wieder hervorgesucht.

Wie wir gesehen haben, ging es damit abermals nicht vorwärts, und eine immer noch gehegte Hoffnung verschwand.

Rosamundens Trübsinn wurde durch Lieschen unterbrochen, die ihr in dem Bilderbuche etwas besonders Schönes zeigen wollte.

„Ja, Kind, ich sehe schon den Hirsch und die Jäger, sammt den Hunden auf der Spur.“

Lieschen klatschte vor Freuden in die Hände.

„Und die Jagdhörner," — setzte Rosamunde für sich halblaut hinzu, — „die höre ich dabei im Geiste!"

Ein wehmüthiges Lächeln flog hier über des armen Mädchens Gesicht. Denn sie war eines Försters Tochter, und ehe ihres Vaters Tod sie nach Annaberg versetzt hatte, war Jagdgetön und Hüfthornruf von der Wiege an ihre Lieblingsmusik gewesen.

Heute, zum Sonntag, gab es keine grobe Hausarbeit; und beschäftigt mußte Rosamunde sein; darum griff sie, weil es nun einmal mit dem Klöppelwesen nichts war, nach der Spindel.

„Ja, spinnen wollen wir, Lieschen, spinnen," — scherzte sie mit dem Kinde, — „damit Du bei guter Zeit ein Hochzeitskleid bekommst!"

Auch jetzt wiederholte sich das Lächeln, nur noch etwas wehmüthiger, als vorher; denn das arme Mädchen erinnerte sich gar wohl daran, daß auch sie zu rechter Zeit einen solchen Hochzeitsschmuck gebraucht haben würde, wenn nicht der böse Feuerlärm und dessen Folgen die Last der Gebrechlichkeit ihr aufgebürdet.

Um sich die Grillen zu vertreiben, sang sie mit leiser Stimme:

„Es schlich im Waldesdunkel
Ein Jäger, frank und frei,
Und bei dem Sterngefunkel
Kam keine Furcht ihm bei.

Den Abendgruß zu bringen
Der Liebsten, hold und rein,
Mußt ihm gar wohl gelingen
Beim stillen Mondenschein!“

Noch hatte sie die Worte: „beim stillen Mondenschein“ — zum zweiten Mal nicht völlig wiederholt, als ein kräftiges Pochen an der Hausthür ihren Gesang unterbrach.

„Der Vater, der Vater!“ rief Lieschen lebhaft, und zeigte nach der Thür.

„Ach, Lieschen, Dein Vater kann es noch nicht sein; der braucht längere Zeit, um wieder nach Hause zu kommen!“

Mit diesen Worten nahm Rosamunde die Lampe vom Tisch, und eilte zur Hausflur.

Auf ihr „Wer da?“ antwortete eine bekannte Stimme: „Meister Florian,“ und zur rasch geöffneten Thür trat ein wohlbeleibter Mann herein, dem man es, trotz des Sonntagsrockes, schon äußerlich ansah, daß er zu einer dem Essen und Trinken nahe verwandten Profession gehörte. Es war der Bäckermeister von der nächsten Straßenecke, ein wohlhabender, leidbarer Mann, der nur die kleine Schwachheit hatte, das Geld etwas zu lebhaft zu lieben.

„Es ist gut, Röschen, daß ich Dich allein treffe. Ich möchte den Meister Apitzsch, als einen alten Kunden von mir, nicht gern ärgerlich machen, aber gleich=

wohl, — er ist ein wenig tief in die Kreide bei mir gerathen, und Euere Wirthschaft hier," — Meister Florian sah sich bedeutsam rings in der ziemlich leeren Stube um, — „mir kommt's vor, als nähme sie mehr ab, wie zu."

„Nun, Meister," gab Rosamunde zur Antwort, „ich werde schon mit dem Vetter reden; so eben ist er in Annaberg, um Waare zu verkaufen, da —"

„Es ist gut so, Röschen; ich weiß schon, daß ich auf Dich rechnen kann. Im Uebrigen — es ist meine Sache nicht, die Leute zu drücken, aber Jeder braucht bei den jetzigen schweren Zeiten sein Geld."

„Der Eine mehr, der Andere weniger," fügte Röschen mit einem lebhaften Blicke hinzu.

„Ja doch, ja doch, es mag möglich sein, daß Meister Apitzsch seine paar Thaler Verdienst noch nöthiger braucht, als ich."

„Aber: besser hab' ich, als hätt' ich, nicht wahr, Meister Florian?"

„Ob man mit dem Wettermädchen wohl fort kommt! — Na, eine Andere dürfte nicht so reden; aber da Du es bist —"

Rosamunde lächelte vor sich hin, und strich Lieschen die Haare aus dem Gesicht, nachdem sie den Docht der Lampe geputzt.

„Ja, siehst Du, Röschen," fing Meister Florian nach einer Pause wieder an, „wenn Du Dich entschlos-

sen hättest, meine Wirthschaft zu führen, so hätt' ich Alles in guten Händen gewußt."

„Sollt' ich denn den armen Vetter verlassen?"

„Ei, für den würde sich ein Ausweg schon gefunden haben."

„Und für Euch gäb' es keinen?"

„Du meinst vielleicht: wieder heirathen? Ja, das ist so eine Sache!"

„Als ob es nicht hübsche Mädchen genug in der Nähe gäbe."

„Aber die Auswahl."

„Ei, dafür hat Meister Florian gesunde Augen im Kopfe."

„Ach, Röschen, das ist Dein Ernst nicht! Du bist viel zu klug, als daß Du nicht wüßtest, was das Freien nach der Augen Lust für Segen bringt."

„Die Augen thun es freilich nicht allein, aber wo zu den gesunden Augen auch ein gesunder Verstand hinzukommt."

„Ei, sieh doch, Röschen, Du kannst auch schmeicheln!"

„Na, was die ganze Stadt weiß."

„Laß das nur gut sein!" Meister Florian versank hier in ein stilles Nachsinnen, wobei er oft einen halb lächelnden, halb ernsten Blick auf Röschen warf.

„Ewig, ewig Schade, daß Du —" begann er endlich. Doch Röschen ließ ihn nicht ausreden. Ihr feiner weiblicher Tact sagte ihr, daß Florian hinzufü-

gen wollte: „daß Du gebrechlich bist, sonst müßtest Du meine Frau werden!“ — und dieses Bekenntniß hatte etwas drückendes für sie. Daher schnitt sie dem Meister die Rede ab, indem sie lebhaft sagte: „laßt uns hiervon abbrechen, lieber Meister. Und was Euern Auftrag anlangt, so werde ich mein Bestes thun.“ —

„Ach, das ist so gewiß, wie das Amen in der Kirche. Aber — was ich sonst noch auf dem Herzen hatte — nun, wenn Du es durchaus nicht hören willst, so muß ich wohl schweigen! Darum aber auch gute Nacht!“

Hier erhob sich der Meister zum Aufbruch. Doch, ehe er ging, rief er noch Lieschen zu sich:

„Halte die Hand auf, Lieschen, und laß Dir etwas Hübsches einkaufen, wenn Röschen wieder einmal nach Marienberg geht!“

Damit hatte das Kind ein blankes Viergroschenstück in der Hand, und Meister Florian war rasch zur Thür hinaus.

„Ei, ei, das ist schön!“ — rief Lieschen, indem sie das Silberstück in die Höhe hielt; Rosamunde aber sagte still vor sich hin: „das hat er gewiß von Herzen gern gegeben!“

Der Wind erhob sich jetzt von Zeit zu Zeit schärfer als vorher und strich ungestüm an die Fensterladen; Röschen schob daher etwas mehr Holz in den Ofen,

obwohl sie wußte, wie sehr dessen Vorrath auf die Neige ging.

„Ich wollte doch, Dein Vater wäre nun zu Haus, Lieschen; die Nacht ist rabenschwarz, und das kalte Wetter.“ —

Indem horchte der Spitz hoch auf, und sprang dann freudig gegen die Thür.

„Nun wirklich, der Vetter kommt; Fidel hat schon die Spur.“

Sie machte Stubenthür und Hausthür ein wenig auf, um dem Hunde die Freude des Entgegenspringens zu gönnen, und nach wenig Minuten trat Meister Apitzsch wirklich herein, indem er den aufgeflogenen Schnee sich vom Rock abschüttelte.

Hätte auch Röschen nicht schon an des Meisters erleichtertem Ranzen gesehen, daß er gute Geschäfte in der Stadt gemacht, so würde des Vetters freundliches Gesicht ihr doch hierüber einen guten Wink gegeben haben.

„Nun, wie war es bei Herrn Lindner?“ — begann Rosamunde, nachdem der Vetter den Ranzen abgelegt und am Tische Platz genommen.

„Die Sache ging weit besser, als ich dachte,“ — begann der Meister zu berichten, indem er Lieschen auf den Schooß nahm.

„Herr Lindner war gerade recht in der Sonntagslaune. Ich erzählte ihm also, wie es mir mit Herrn

Mayer ergangen, wobei ich nicht vergaß, einzuschieben, daß ich bei ihm, Lindnern, deshalb schon längere Zeit mich nicht um Arbeit gemeldet, weil sein Factor mir vor drei Monaten schon gesagt, es seien jetzt durchaus keine Bestellungen vorhanden. Herr Lindner meinte, ich hätte das nicht so streng nehmen sollen, denn der Factor habe sich nur vor allzu großem Ueberlauf durch jene Worte etwas schützen wollen; dann fragte er mich, was ich ihm brächte? Ich erwiederte: kein anderes Stück, als das von Herrn Mayer verworfene; er solle doch so gütig sein, und es ansehen. Hier unterbrach ihm seine Frau mit der Bemerkung, ihr Mann werde schon billig mit mir verfahren, und als ich das Stück vorgelegt, bewies Herr Lindner dies auch durch die That, denn er sagte, außer den von mir selbst zugegebenen, kleinen Versehen, sei nichts daran zu tadeln. „Im Uebrigen, Meister Apitzsch," — fuhr er dann fort, — „weil Ihr doch ein gutes Zutrauen zu mir gehabt, daß ich es billiger mit Euch machen würde, als Herr Mayer, so soll das Euer Schade auch nicht sein. Hier habt Ihr fünf harte Gulden, also einen Gulden mehr, als Ihr selbst für Eure Arbeit von Herrn Mayer verlangt. Und Bestellung sollt Ihr von mir genügend haben, sobald Ihr erst das Wenige, was Euch Herr Mayer noch aufgetragen, vollendet haben werdet. Auch habt Ihr es von nun an blos mit mir selbst zu thun; denn der Factor hat mein Haus verlassen.

„Ich bedankte mich,“ — fuhr Apitzsch in seiner Erzählung fort, — „bei Herrn Lindner recht schön für seine Güte, und wollte gehen; aber seine Frau that es nicht anders, ich mußte erst noch ein Glas Wein mit trinken; und ich that's, denn Wein war ja lange genug nicht über meine Zunge gekommen. Unten an der Treppe, steckte mir die Frau, als ich endlich fortging, ein Paquet unter den Arm: „das ist für Röschen und Lieschen; aber mein Alter braucht es gerade nicht zu wissen!“ Ich wußte nun, warum die Frau mir selbst die Treppe herunter geleuchtet. Aber meinen Dankspruch wollte sie nicht hören, sondern legte blos den Finger auf den Mund, als sie wieder hinauf ging.“

„Gottes Güte ist groß; er hilft, noch ehe wir es denken!“

In diesen Worten machte Rosamunde ihrer herzlichen Empfindung Luft, während der Meister aufstand und aus seinem Ranzen das erwähnte Paquet hervorzog, dessen Inhalt er selbst noch nicht untersucht hatte.

Es fand sich, daß recht hübscher Zeug zu ein paar Kleidern für die Mädchen darin war.

Selbst der Meister war ganz überrascht; denn so viel hatte er nicht erwartet.

Lieschen staunte mit glänzenden Augen die bunten Farben des neuen Stoffes an; sie unterließ aber auch nicht, ihr blankes Viergroschenstück hervor zu holen, und es dem Vater mit freudigem Gesicht aufzuweisen.

„Von wem ist denn das?"

Auf diese Frage des Meisters gab Rosamunde Nachricht von Meister Florians unerwartetem Besuch; sie wendete aber die Erzählung so, als habe sie selbst Veranlassung genommen, der Schuld ihres Vetters bei Florian zu gedenken.

„Wenn die Sache nicht über einen Gulden beträgt, so könntest Du gleich diesen hier zum Meister hinüber tragen."

Apitzsch zog bei diesen Worten seine fünf Gulden aus der Tasche, und legte einen davon vor Rosamunden hin.

„Es bleiben noch ein paar Pfennige übrig," — erwiederte diese. „Besser thät' ich aber wohl, erst morgen früh zum Meister zu gehen; denn sonst könnte er doch glauben, sein Besuch hätte Euch beleidigt, und das hat er nicht verdient; Ihr seht ja wohl, wie er gesinnt gewesen!" Sie zeigte hierbei auf Lieschens Viergroschenstück.

„Ich bin es zufrieden, daß Du erst morgen früh hinübergehst. Was die übrigen vier Gulden anlangt, so will ich einen davon an Hans Ehrlich in Abschlag auf meine Getreideschuld bezahlen, zwei andere zum Holzeinkauf anwenden, und den vierten und letzten für den Hausbedarf in Kasse behalten; Du aber, Röschen, kannst Dich daran machen, das Geschenk aus Annaberg in fertigen Stand zu setzen."

„Und für Euch, Vetter —"

„Ei, ich habe Dir heute früh schon gesagt, daß ich für mich nichts nöthig habe. Sollte es übrigens mit der Arbeit bei Herrn Lindner gut vorwärts gehen, so ist's dann auch noch Zeit, an mich zu denken."

Rosamunde drückte dem Vetter herzlich die Hand, und begnügte sich mit seinem Bescheide; diese Nacht aber suchten in dem kleinen Weberhäuschen drei glückliche Leute ihr Lager; der Meister, weil er seine gute Arbeit nun nicht weiter um allzu elenden Lohn hinzuwerfen genöthigt war; Röschen, weil sie die Aussicht hatte, jetzt ein paar Wochen ohne schwere Nahrungssorgen hinbringen zu können; und Lieschen, — — je nun, die war lächelnd eingeschlafen, weil sie ihre Umgebung vergnügter, als sonst gewöhnlich, gesehen hatte.

VII.

Ein Kaiserhof.

(1696.)

„Es wird schwer halten, Hochwürden, hierbei zum Ziele zu kommen. Wir müssen bedenken, daß der Churfürst von Sachsen das Haupt der protestantischen Ketzer ist, und — “

„Gerade darin liegt ja die Hauptursache, warum es so wichtig ist, eben ihn zu unserer Kirche herüber zu ziehen — “

„Der römische König Joseph ist sein persönlicher Freund, wir müssen also sehr behutsam gehen — “

„Noch sitzt ja der alte Leopold auf dem Throne, und der gehört ganz und gar unser — “

„Auffallende Gewaltschritte aber sieht er doch nicht gern.“

„Ei, wer sagt denn auch, daß wir solche Schritte

thun wollen? Nein, Bruder Hieronymus, davon kann durchaus keine Rede sein!“

„Auf welche Art aber —“

„Ich glaubte freilich, Pater Hieronymus würde Weltklugheit genug haben, um über den hier zu wählenden Ausweg schon mit sich selbst im Klaren zu sein; da dem jedoch nicht so ist, so muß ich wohl nachhelfen.“

„Für Euch, Ew. Hochwürden, die Ihr unter den Hofleuten tagtäglich einheimisch seid, dürfte das weit weniger Schwierigkeiten haben, als für mich, der ich meist einsam unter meinen Büchern lebe.“

„Mit Ausnahme, mit Ausnahme, lieber Pater; das wissen die schönen Bürgerfrauen von Wien am allerbesten.“

„Ew. Hochwürden sind heute sehr guter Laune.“

„Vielleicht. Doch, jetzt Basta damit. Ich will Euch ganz ernsthaft erzählen, was wir bisher schon gethan haben. Ohne Zweifel kennt Ihr die schöne Gräfin Esterle?“

„Allerdings.“

„Sie hat den Auftrag erhalten, den Churfürsten August bestens an sich zu ziehen.“

„Sollte die Gräfin wirklich geeignet sein, als Rüstzeug der Kirche zu wirken?“

„Darum handelt sich's noch nicht. Zunächst wollen wir blos dafür sorgen, daß es dem Churfürsten

am Wiener Hofe wohl gefällt. Und dazu ist der Weg gebahnt. Die Abendgesellschaft, welche der römische König Joseph seinem Freunde August zu Ehren neulich in der Hofburg gab, bot die beste Gelegenheit dazu dar, den letztern mit der Gräfin Esterle in die nächste Berührung zu bringen, und diese hat ihre Zeit so gut benutzt, daß August ganz für sie schwärmt. Grund genug, daß er Wien vor der Hand nicht verläßt. Aber wir müssen noch einen Schlag ausführen. Ehe wir es wagen können, August in den Schooß unserer Kirche zurück zu führen, muß Josephs Gewissen bestürmt werden, damit er sich hütet, der Geistlichkeit ferner in der Art entgegen zu treten, wie er es bisher schon einige Mal gethan. Für den Augenblick ist meine Zeit zu kurz, um Euch hierüber die nöthigen Instructionen zu geben; aber binnen hier und acht Tagen besuche ich Euch in Wienerisch-Neustadt; da sollt Ihr das Nähere erfahren. Gehabt Euch wohl!"

Mit diesen Worten trennten sich im Spätherbst des Jahres **1696** in einem kleinen Hause, nahe bei der kaiserlichen Hofburg zu Wien, zwei geistliche Herren, von denen der eine, Pater Brendel, die Stelle eines kaiserlichen Hofkaplans und Beichtvaters bekleidete, während der andere der zu Wienerisch-Neustadt seßhafte Pater Hieronymus Monheimer war. Beide gehörten dem Jesuiten-Orden an, und all' ihr Bestreben war darauf gerichtet, das Interesse des Katho-

lizismus möglichst zu befördern. In diesem Interesse aber lag es ganz und gar, die Regentenfamilie des ersten protestantischen Staates in Deutschland, Sachsens, wieder zur alten Kirche zurück zu bringen. Der Kaiser Leopold war für diesen Plan, auf den man übrigens schon früher einmal, im Jahre **1610**, hingearbeitet hatte, bereits völlig gewonnen; sein Beichtvater Brendel dachte in diesem Sinne ganz so, wie dessen Vorgänger, der Pater Emmerich; und wenn er auch nicht ganz dessen persönliches Ansehen bei Hofe hatte, so galt er doch im Betstübchen, und also im Gewissensrathe des Kaisers, eben so viel, wie jener.

„Ew. Majestät sind zu gottesfürchtig, als daß Sie sich nicht angelegentlich bestreben sollten, das Ansehen der katholischen Kirche kräftigst zu befördern; auch hegen Sie zu viel Freundschaft für den Churfürsten, der seine willfährigen Dienste im Türkenkriege bewiesen, als daß Sie nicht lebhaft wünschen sollten, ihn und sein Haus vor der ewigen Verdammniß zu bewahren, welcher ein Protestant, als Abtrünniger von der alten Kirche, nicht entgehen kann. Sie werden also uns hierin freie Hand zu lassen gewiß gemeint sein."

Diese dem Kaiser Leopold durch Pater Brendel im Betstübchen gemachten Vorstellungen wirkten auf das weiche Gemüth des Kaisers viel zu stark ein, als daß derselbe nicht die auf Erfüllung eines solchen Zweckes gerichtete Thätigkeit seiner Geistlichen im Voraus

hätte gutheißen sollen. Denn die Wider=Christlichkeit des katholischen Lehrsatzes, daß es außerhalb der katholischen Kirche kein Heil gebe, und daß also jeder Nicht=Katholik der ewigen Verdammniß anheim fallen müsse, wenn er von seiner Ketzerei sich nicht losreiße — deutlich einzusehen, und, hierauf gestützt, diesen mit Gottes Huld und Vatergüte gegen alle Menschen auf das Empörendste streitenden Lehrsatz zu bekämpfen; — dazu fehlte es dem Kaiser Leopold durchaus an Geistesklarheit.

Der Einzige in seiner näheren Umgebung, von dem eine solche tiefere Einsicht, wenigstens für die Zukunft, gefürchtet werden konnte, war dessen ältester Sohn, Joseph, der als im Voraus bestimmter Nachfolger seines Vaters bereits den Titel eines römischen Königs führte. Es war also ganz wohlberechnet, daß die Geistlichkeit eben diesen Prinzen in Furcht zu setzen beschloß, damit er wenigstens als Gegner der Bekehrungspläne aufzutreten unterlasse. Der vertraute Umgang zwischen ihm und dem Churfürsten August, der um so natürlicher war, jemehr das lebhafte Temperament beider Prinzen den Wunsch in ihnen rege gemacht hatte, von dem lästigen Hof=Ceremoniell, das in Wien mit der größten Strenge gehandhabt ward, für ihre Person wenigstens einigermaßen sich loszumachen — konnte den Absichten der Jesuiten sehr leicht hinderlich werden. Da sie nun nicht im Stande waren,

diesem freundlichen Verkehr direct entgegen zu arbeiten, so ging ihr Bestreben wenigstens dahin, das Gewissen des römischen Königs zu bedrängen, ehe er noch zu hellerer Einsicht gelangt war.

Wie sie dies bewerkstelligten, wird uns das folgende Kapitel zeigen.

VIII.

Das Gespenst.

(1696.)

Churfürst August, dem es immer mehr in Wien gefiel, war wieder einmal aus einer, bei der Gräfin Esterle stattgefundenen Abendgesellschaft erst am frühen Morgen nach seinem Quartier in der Wiener Hofburg zurück gekommen.

Viel zu aufgeregt, um noch sich schlafen legen zu wollen, warf er sich angekleidet auf ein Sopha. Er wollte wenigstens auszuruhen versuchen, obwohl die bunten Bilder aus der so eben beendigten Abendgesellschaft noch immer einen gar wunderlichen Tanz vor seinen halb geschlossenen Augen verführten.

Doch er blieb auch äußerlich nicht lange ungestört. Denn kaum eine Viertelstunde später ward von seinem Kammerdiener ein Hofpage des römischen Königs Jo=

seph in's Zimmer geleitet, welcher ihn im Namen seines Herrn dringend bat, sofort zu diesem zu kommen.

August, welcher fürchtete, es sei dem Prinzen eine plötzliche Krankheit zugestoßen, eilte sofort in Josephs Zimmer, und fand denselben, den er am Abend vorher in vollkommenster Gesundheit verlassen, jetzt todtenblaß und kraftlos auf dem Bette sitzen.

„Was ist hier vorgefallen?"

Auf diesen Ausruf Augusts nöthigte Joseph denselben, Platz zu nehmen, entfernte alle übrigen Anwesenden, und begann:

„Ich werde mit einem nahen Tode bedroht; noch mehr aber betrübt es mich, daß Ihnen, lieber Vetter, ein weit schrecklicheres Schicksal zugedacht ist!"

„Nur ein böser Traum kann Ew. Majestät in dieser Weise erschreckt haben. Werfen Sie denselben von sich!"

„Nein, Vetter, es ist mehr als Traum, es ist leider Wahrheit!"

„Und wie?"

„So hören Sie. Zwei Stunden ungefähr mochten verlaufen sein, seitdem ich mich gestern Abend niedergelegt hatte, da hörte ich Jemand in mein Zimmer kommen. In der Meinung, es sei mein Kammerdiener, sprach ich, ohne die Vorhänge des Bettes zurück zu ziehen, meinen Verdruß über diese Störung aus. Allein zu meinem Schrecken entsteht plötzlich ein fürch-

terliches Kettengerassel im Zimmer. Ich schiebe jetzt den Bettvorhang ein wenig zurück, und sehe nun auf einmal eine lange, weiße Gestalt vor mir stehen. Mit dumpfer Stimme läßt sich dieselbe in folgenden Worten vernehmen: „Joseph, ich bin eine Seele, welche die Pein des Fegefeuers erduldet. Von Gott gesandt, komme ich, um Dir zu sagen, in welchen Abgrund Deine Verbindung mit dem ketzerischen Churfürsten von Sachsen Dich bald stürzen wird. Ich sage Dir, reiße Dich los von ihm, oder ewige Verdammniß ist Dein Loos!"

„Ein noch stärkeres Kettengerassel begleitete den Schluß dieser Worte; mir aber fehlte in diesem Augenblicke, weil Alles so unerwartet kam, die Kraft zur Entgegnung. „Joseph," — fuhr nun die Erscheinung fort, „Du schweigst? Solltest Du verstockt genug sein, Dich Deinem Gott zu widersetzen? Liegt Dir mehr an der Freundschaft eines Menschen, als an der Gnade dessen, durch den Du bist, durch den Du Alles hast, was Dein gehört? — Wohlan, ich lasse Dir Zeit zur Ueberlegung! Nach drei Tagen hole ich meine Antwort, und bestehst Du dann noch darauf, die Freundschaft mit dem Churfürsten fortzusetzen — so wisse: Dein Untergang sowohl, als der seinige, sind für diesen Fall unvermeidlich!"

„Mit diesen Worten" — fuhr Joseph in seiner Erzählung fort — „mit diesen Worten verschwand das

Gespenst, und ließ mich in größter Unruhe zurück. Die Bestürzung über den ganzen Vorfall hatte mich verhindert, um Hilfe zu rufen; mein Kammerdiener trat erst nach geraumer Zeit zu mir herein; und erst da fand ich Kraft, Sie, lieber Vetter, zu mir einladen zu lassen. Ich für meinen Theil hoffe Vergebung der Sünden erlangen zu können, aber um Ihretwillen, mein Freund, stehe ich in großer Sorge!"

Der Churfürst hatte Josephs Erzählung mit der größten Aufmerksamkeit angehört.

„Sollten Ew. Majestät," so begann er jetzt, „wirklich g e w a c h t haben? Sollte nicht etwa das Ganze nur ein lebhafter Traum gewesen sein, der einen ungewöhnlich starken Eindruck hinterlassen?"

„Nein, gewiß nicht! Ich weiß zu bestimmt, daß ich nicht geschlafen, sondern mit offnem Ohr und wachendem Auge Alles, was um mich herum vorging, wahrgenommen habe."

„Das ist mir unbegreiflich! Denn, in der That, ich will den sehen, der mir beweisen kann, daß man einen Geist in Ketten zu legen vermag! — Gleichwohl mag ich doch auch nicht glauben, daß es Leute geben sollte, welche die Unverschämtheit so weit trieben, Ew. Majestät —"

„Nein, nein," — fiel hier Joseph lebhaft ein — „hierzu ist nicht der geringste Anschein vorhanden!

Wer sollte auch wohl sich unterstehen, seinen Spott mit mir zu treiben?"

„Unwahrscheinlich genug für den ersten Augenblick. Indessen — Pfaffentrug geht weit. Und wie umfassend solcher Leute Macht an diesem Hofe wirkt, brauche ich Ew. Majestät nicht erst zu sagen. Vielleicht halten diese Schwarzröcke unsern vertrauten Umgang besonders deshalb für gefährlich, weil sie fürchten, unsere Unterredungen möchten sich vorzugsweise auf religiöse Gegenstände beziehen. Das böse Gewissen dieser Leute führt sie auch wohl auf den Argwohn, ich gerade möge mir die Freiheit nehmen, Ew. Majestät auf die krummen Wege aufmerksam zu machen, die von den sogenannten Dienern Gottes hier so eifrig dazu benutzt werden, sich irdischen Gewinn zu verschaffen. — Darf ich Ew. Majestät wohl fragen, ob Ihr Beichtvater noch niemals über die Freundschaft sich beklagt hat, welche Sie für mich an den Tag legen? Ob er vielleicht bei Erwähnung dieses Punktes den Kopf bedeutsam geschüttelt, oder Ihnen wohl gar in das Gewissen geredet hat?"

Joseph gestand auf diese Anfrage des Churfürsten unverhohlen ein, es sei ihm durch seinen Beichtvater wirklich mit Verweigerung der Absolution gedroht, sobald er fortfahre, mit dem ketzerischen Churfürsten umzugehen.

„Wenn dem so ist," erwiederte August, „so weiß

ich nun auch schon, woran ich bin. Wir wollen jetzt das Gespenst recht bald entdecken. Nur muß ich bitten, daß Ew. Majestät mir hierbei ganz freie Hand lassen."

„Zugestanden!"

„Nun wohl! Ich stehe für den glücklichen Erfolg, sobald Ew. Majestät mir Ihren freundschaftlichen Umgang fernerhin gönnen, und Sich anheischig machen, keinem Menschen, wer es auch sei, irgend etwas von den Vorfällen dieser Nacht zu entdecken."

Joseph versprach dies, und der Churfürst brauchte noch überdieß die Vorsicht, fast diesen ganzen Tag hindurch nicht viel aus der Nähe des römischen Königs sich zu entfernen.

Als der Abend wieder herannahete, begab sich August in sein Zimmer, ließ sich auskleiden, und that, als ob er sich schlafen lege. In's Geheim aber stand er wieder auf, und begab sich durch eine verborgene Thür, mit welcher Joseph ihn bekannt gemacht, in das, nur durch einen dunkeln Gang von seiner Wohnung in der kaiserlichen Hofburg getrennte Schlafzimmer seines Freundes.

Die erste und zweite Nacht, die hier beide Fürsten zusammen zubrachten, verlief ganz ohne Störung; in der dritten Nacht jedoch, wo sie sich ebenfalls größtentheils wach erhielten, hörten sie wirklich die, dem einen

von ihnen schon wohl bekannte Stimme den früheren Spruch beginnen:

„Joseph, ich komme — —“

Mehr wollte der Churfürst nicht hören. Rasch aus dem Bette springend, packte er das Gespenst, und schüttelte es tüchtig zusammen.

„Jesus Maria!“ schrie die Gestalt, die nimmermermehr befürchtet hatte, hier unter eine so starke Hand zu fallen.

Da des Churfürsten gewaltige Faust nicht nachließ, so folgten jetzt nach einem Fußfall die kläglichen Worte:

„Gnade, Gnade! Ich bin ein Priester!“

Allein der Churfürst kehrte sich auch hieran nicht. Ihm, den seine Zeitgenossen mit gutem Grunde den Starken nannten, war es ein Leichtes, den verkappten Schwarzrock zu packen, und zum schnell geöffneten Fenster hinaus zu werfen, indem er ihm spottend nachrief: „Marsch, in's Fegefeuer zurück, woher Du gekommen bist!“

Der angebliche „Geist“ hatte bei allem diesem Ungemach noch außerordentlich viel Glück. Denn Glück ist es gewiß, bei einem so unerwarteten Sturz drei Stock herunter mit einem einfachen Beinbruch wegzukommen. Da jedoch Verunglückte dieser Art nicht wohl von der Stelle können, ohne sich fremder Hilfe zu bedienen, und letztere mitten in der Nacht selbst innerhalb eines fürstlichen Schlosses nicht ohne lauten

Hülferuf erlangt zu werden pflegt, so konnte der Verkappte den Unglücksort nicht verlassen, ohne sofort erkannt zu werden.

Die auf den Anruf der Wache mit Windlichtern hinzustürzenden Schloßbedienten erkannten zu ihrem Erstaunen in dem hart Beschädigten keine geringere Person, als Se. Hochwürden, den Beichtvater des Prinzen, unter dessen Fenstern dieses nächtliche Ereigniß vor sich ging.

Noch unterhielten sich August und Joseph von diesem Abenteuer, als ein Kammerdiener zu dem letztern trat, und ihm halblaut meldete, wer im Schloßhof verunglückt sei.

Joseph war freilich im ersten Augenblick außerordentlich zornig darüber, daß man es gewagt, eine solche Capucinade vor ihm aufzuführen, und gab daher dem Churfürsten die Zusicherung, es werde künftig einmal beim Antritt der Reichsregierung sein erster Act der Gerechtigkeit sein, die heillosen Jesuiten aus seiner Nähe zu vertreiben; allein, als er etwas ernsthafter an den hohen Schutz dachte, den diese Ordensbrüder damals am kaiserlichen Hofe genossen, fand er es doch rathsam, wenigstens vor der Hand von seinen Vergeltungsmaaßregeln sich noch nichts merken zu lassen.

IX.

Die Königskrone.

(1696.)

Außer dem eifrigen Streben nach Frauengunst waren in Churfürst August noch zwei andere Leidenschaften fortwährend wirksam: der Ehrgeiz und die Sucht zu glänzen; und oft genug zeigte er sich bereit, hinter einer Auszeichnung der letztern Art den Triumph der Liebe sogar zurück zu setzen.

Auch jetzt in Wien war dies der Fall; die Aussicht auf den Erwerb einer Königskrone schien ihm zu reizvoll, als daß er nicht den Armen der Gräfin Esterle wenigstens einstweilen sich hätte entwinden sollen, und zwar um so eher, da der kaiserliche Hof ein großes Interesse daran hatte, gerade diesen deutschen Fürsten mit einem goldnen Netze dieser Art zu umstricken.

Ludwig XIV., Oestreichs Erbfeind, strebte mit aller Macht dahin, für seine Politik in ganz Europa

Anerkennung zu erzwingen; kein Wunder also, daß unmittelbar nach dem Tode des tapfern Königs Johann Sobiesky von Polen (den 17. Juni 1696) der König von Frankreich den Umstand, daß Polen noch immer ein Wahlreich war, eifrigst dazu benutzte, unter dem wählenden polnischen Adel eine französische Partei zu bilden. Es gelang dies sehr gut, denn von Paris aus wurden zu diesem Zweck weder Louisd'ors, noch Versprechungen geschont, und in Kurzem war ein naher Verwandter Ludwigs XIV., der Prinz von Conti, als Thronbewerber aufgestellt. Kaum hatte man jedoch in Wien diese Wendung der Dinge erfahren, so säumte man nicht, seinerseits einen Gegencandidaten in den Vorgrund zu bringen, und da es darauf ankam, einen Prinzen hierzu ausfindig zu machen, der Ehrgeiz genug besaß, den zweideutigen Glanz eines Königs von Polen allenfalls auch mit schweren Opfern zu erkaufen, so richtete man sein Absehen diesfalls sehr bald auf den Churfürsten August von Sachsen, von dessen heimlicher Neigung zur Erstrebung einer Königskrone man sich leicht überzeugen konnte.

Daß Churfürst August noch zur Zeit Protestant war, brachte in diesen östreichischen Plan durchaus keine Störung, denn er war es ja eben nur noch zur Zeit; Männer, die ihn auf seinen Reisen in Frankreich, Spanien und Italien genau beobachtet hatten, waren auf das Bestimmteste davon überzeugt, daß er

durchaus *kein* eifriger Anhänger der evangelischen Lehre und insbesondere nicht im Geringsten ein *Protestant* im eigentlichen Sinne, d. h. ein Bekämpfer des, bei den Katholiken vorherrschenden Bewunderungssystems der Geister sei; es stand also von ihm unbedingter Widerstand gegen eine Conversion zum Pabstthum durchaus *nicht* zu befürchten. Daß Berichte *dieser* Art zeitig nach Wien gelangten, dafür hatten die dort so viel geltenden Jesuiten um so mehr gesorgt, je eifriger ihr Orden von jeher *darauf* bedacht gewesen war, das Churhaus Sachsen möglichst bald wieder in den, ihrer Meinung nach, alleinseligmachenden Schooß der alten Kirche zurückzuführen.

Bekanntlich hatten die Jesuiten bereits im Jahre **1580** einen äußerst schlauen Versuch gemacht, einen früheren Churfürsten von Sachsen, August, den hochverdienten Bruder von Moritz, zum Katholizismus zurückzubringen. Damals scheiterte ihr Plan allerdings, weil August viel zu helldenkend war, um auf ihre Absichten einzugehen; allein sie ließen hierdurch von ferneren Umtrieben dieser Art sich keineswegs abschrecken, und ihre theils in Sachsen selbst, theils in dessen Nähe sich aufhaltenden Kundschafter und Sendboten blieben fortwährend für diesen Endzweck thätig. Mitunter kamen freilich ihre Ränke an das Tageslicht, allein in der Regel viel zu spät. So wurde z. B. der geheime Bericht, welchen zu Anfang des siebenzehnten

Jahrhunderts ein in Deutschland herumreisender Jesuit an den päbstlichen Hof über die Mittel abgestattet hatte, durch welcher die protestantische Religion namentlich aus den deutschen fürstlichen Häusern verdrängt werden könne, von einem protestantischen Patrioten zwar aufgefangen und dem Churfürsten Christian II. von Sachsen im Jahre 1610, als überzeugender Beweis von den heimlichen Ränken des päbstlichen Hofes in Deutschland, im Original vorgelegt; allein veröffentlicht wurde dieses merkwürdige Aktenstück doch erst im Jahre 1702. Und selbst dann, wenn der Schleier des Geheimnisses auf solche Art hier und da beseitigt wurde, fanden sich die ultramontanen Geschäftsträger durch dergleichen „unglückliche Zufälle" höchstens zu etwas mehr Vorsicht bestimmt, und trieben besonders dann ihr Spiel immer weiter, als der bekannte Hofprediger Hoë von Hoënegg in Dresden, aus Haß gegen die reformirte Religionspartei, wissentlich und unwissentlich dem Interesse der Jesuiten mehrfachen Vorschub leistete. Eigentlich wurde schon zu dieser Zeit, und namentlich um das Jahr 1635, die sächsische Regentenfamilie zwar geräuschlos, aber sehr nachdrücklich auf den Uebertritt zum Katholizismus vorbereitet; und wenn auch der Hof im Angesichte der ganz protestantischen Bevölkerung des Landes vor jedem auffälligen Schritte sich lange noch scheuete, so wußten doch mehrere, unter der Leitung der Jesuiten ste-

hende einflußreiche Männer in Sachsen dem Katholizismus damals immer mehr Vorschub zu verschaffen.

Auf eine eigenthümliche Art hatten die vielfachen Religionsvereinigungsprojecte, die im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts mit großer List besonders von den Jesuiten und ihren Freunden in Umlauf gesetzt wurden, dahin gewirkt, das Haus Sachsen dem Katholizismus geneigter zu machen.

Die Jesuiten verstanden sich sehr gut darauf, die schmerzliche Empfindung deutscher Vaterlandsfreunde über die seit der Reformation bestehende politische Trennung der deutschen Reichsstände dafür zu benutzen, daß sie ihnen die Aussicht eröffneten, nach geschehener Religionsvereinigung zwischen den Protestanten und Katholiken werde die politische Einheit des deutschen Staatskörpers ganz von selbst Platz ergreifen; und diese Ansicht hatte so viel äußerst Wahrscheinliches, und war auch, gerade für patriotische Männer, so verlockend, daß die gutmüthigen Protestanten, welche sich dieser Hoffnung hingaben, bei der Freude darüber ganz die Erwägung vergaßen, wie wenig die Urheber jener Projecte an eine wirkliche Religionsvereinigung, d. h. an wesentliche Zugeständnisse der katholischen Kirche zum Besten des Protestantismus dachten. Die katholische Partei, von welcher allein, direct oder indirect, diese Entwürfe zur Vereinigung stets ausgingen, dachte sich bei dem Ausdrucke Vereinigung der Wahrheit

nach niemals etwas Anderes, als die Zurückführung der Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche.

Eine andere Thatsache, die viel dazu beitrug, die sächsische Regentenfamilie allmählig dem Katholizismus geneigt zu machen, war der Umstand, daß auch die sächsischen Prinzen, so gut, wie andere deutschen Fürstensöhne, seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts mehr und mehr Gefallen daran fanden, gerade auswärtige katholische Staaten, und insbesondere Italien zum Zielpunkte ihrer Reisen zu wählen. Schon im Jahre **1602** machte der nachherige Churfürst Johann Georg I. noch als Prinz mit einer ziemlich abenteuerlich sich gestaltenden Umschau in Italien den Anfang, und andere Prinzen des sächsischen Hauses folgten ihm später hierin nach.

Wie wir schon oben erwähnten, war dies auch von Seiten Augusts des Starken der Fall; und da dieser nun noch überdies in Folge seines vorherrschenden Hanges zu Glanz und Pracht auch an den Aeußerlichkeiten des katholischen Kirchenwesens gar Manches wahrnahm, was ihm wohlgefiel, so war seine italienische Reise um so eher dazu geeignet, ihm eine stille Hinneigung zum Katholizismus einzupflanzen.

Zur Bigotterie im engeren Sinne lag freilich kein Antrieb in ihm; denn sonst würde es ihm nicht

in den Sinn gekommen sein, gegen Jesuitenstreiche, wie der im vorigen Abschnitt erwähnte, mit handgreiflichem Nachdruck aufzutreten; allein die Politiker, welche Augusts Bekehrung zum Katholizismus vorzugsweise betrieben, waren auch gar nicht so scrupulös, daß sie ihm eine innere, geistige Hingebung an den Katholizismus abverlangten, vielmehr handelte sich's blos um das äußerliche, kirchliche Bekenntniß dieser Religion; denn rücksichtlich seiner Wählbarkeit zum König von Polen kam es eben auch nur auf die Beobachtung dieser äußeren Form an. Die Jesuiten ihrerseits hegten allerdings noch einige „weitere Gedanken" über die zu hoffenden Nachwirkungen von Augusts Uebertritt zum Katholizismus; die österreichischen Staatsmänner aber, welche es ganz in ihrem Interesse fanden, den Churfürsten von Sachsen zum Convertiten zu machen, begnügten sich mit den nächsten Vortheilen, die sich hieraus ergaben. Uebrigens waren die Jesuiten sowohl, als die Politiker beiderseits darüber einig, daß es am bequemsten sei, den Irrgarten der Liebe als Fallgrube für den in den Schooß der alten Kirche zurück zu leitenden Churfürsten zu benutzen; und die Gräfin Esterle hatte sich hierzu bereits als eine sehr taugliche Mittelsperson erwiesen.

Aber — war denn die polnische Königskrone auch wirklich dazu geeignet, dem Ehrgeize Augusts und

seiner Hinneigung zu Glanz und Pracht schon im Voraus volle Befriedigung zu versprechen?

Wollen wir ganz aufrichtig sein, so können wir diese Frage unmöglich bejahen.

Allerdings nahm auf der Landkarte das damalige Polen, das im Norden von Preußen, Curland und Livland, im Osten von Rußland, im Süden von Ungarn, Siebenbürgen, der Wallachei und Tartarei, im Westen aber von Schlesien und der Neumark begrenzt ward, sich ziemlich stattlich aus; denn es umfaßte ein Gebiet von beinahe 14,000 Quadratmeilen mit 12 Millionen Menschen; auch stand es durch die Weichsel und Düna mit der Ostsee, durch den Dniester und Dnieper mit dem schwarzen Meere in Verbindung; an fruchtbaren, kornreichen Landebenen, auf deren Menge schon der Namen Polen (Flachland) hindeutet, so wie an Waldbestand kam ihm kein anderes Gebiet in Europa gleich, Ackerbau und Getreidehandel standen in voller Blüthe und die Rückwirkung davon war in den Städten Warschau, Wilna, Grodno, Lublin, Krakau, Danzig, Marienburg u. s. w. an mancherlei Reichthum wahrzunehmen. Andererseits hatten die polnischen Reiter und Rosse einen weit verbreiteten Ruf in der Ferne, und von dem Liebreiz der Frauen dieses Landes wurden Wunderdinge in Prosa wie in Versen erzählt.

Gleichwohl — wer näher mit dem Staats- und

Volksleben in diesem Lande sich bekannt zu machen vermochte, der erblickte solchen von der Fama verschönerten Lichtpunkten gegenüber gar tiefe, unheilbare Schlagschatten.

Zuerst im Staatsleben!

Als im Jahre 1572 mit dem Tode des Königs Sigismund August der alte Jagellonische Mannsstamm völlig ausgestorben war, hatte man, sonderbar genug, unter vielfachen Wahlstreitigkeiten, nach einem zehnmonatlichen Zwischenreich die Wahl eines französischen Prinzen, Heinrichs von Anjou, durchgesetzt. Allein der Ehrgeiz dieses Fremdlings mußte den Glanz einer Königskrone durch harte Demüthigung erkaufen.

Damit er es nicht wage, der schon damals mit größter Selbstsucht sich entwickelnden Alleinherrschaft des Adels entgegen zu wirken, legte man ihm zuerst die nachher so berüchtigt gewordenen Pacta conventa vor, d. h. einen Vertrag, worin man nicht nur der persönlichen Abstimmung jedes Adelsmitgliedes ein Entscheidungsrecht in den wichtigsten Reichsangelegenheiten beigelegt, sondern nebenbei auch noch ausdrücklich bestimmt hatte, daß nie zu Lebzeiten des Königs dessen Nachfolger gewählt werden dürfe, ja daß nicht einmal Form und Ordnung der Wahl im Voraus festgesetzt werden solle!

Kein Wunder, daß der neue König an seiner Regentenherrlichkeit sehr wenig Behagen fand; kein Wun-

der, daß er schon vier Monate nach seiner Krönung wie ein Flüchtling von Krakau — der damaligen Residenz — wieder in sein liebes Frankreich zurückeilte, und sich ruhig des Thrones entsetzen ließ!

Nach abermaligem Streiten hin und her, erhob die Adelspartei, um desto leichteres Spiel beim Selbstregiment zu haben, die Schwester des früheren Königs Sigismund August, die Prinzessin Anna, und deren designirten Bräutigam, den Fürsten Stephan Bathori von Siebenbürgen, 1575 zur Regentschaft, und letzterer behauptete sich auch auf dem polnischen Throne, obwohl er einen mächtigen Nebenbuhler an dem Kaiser Maximilian II. von Oestreich hatte, welcher durch die Senatspartei gewählt worden war.

Als aber Stephan Bathori im Jahre 1586 gestorben war, gab die neue Königswahl abermals zu den wüthendsten innern Streitigkeiten Anlaß. Es ging, wie in jedem Wahlreich alter und neuer Zeit: der Stolz der vorherrschenden Adelsfamilien fand nur darin einige Befriedigung, daß sich kleine Parteien bildeten, welche durch Intriguen aller Art sich gegenseitig abzumatten suchten.

Endlich spaltete sich das Ganze in zwei Hauptlager. Die Zamoisky'sche Partei wählte den schwedischen Prinzen Sigismund und die Zborosche den Erzherzog Maximilian von Oestreich, den früheren Throncompetenten. Nach hartem Kampfe

behielt das geistige Uebergewicht des Reichskanzlers Zamoisky die Oberhand; Prinz Sigismund von Schweden ward König von Polen.

Allein gerade dies war ein großes Unglück für Polen; denn theils stellte die seltsame Verbindung der beiden Königskronen von Schweden und Polen in einer Person als wesentliches Hinderniß für eine kräftige Regierung sich dar; theils fand, nachdem Sigismund wegen seiner dort constitutionswidrigen Begünstigung der katholischen Religion das schwedische Reich verloren hatte, die Ränkesucht der durch ihn bevorzugten Jesuiten so viele Gelegenheit, den Zwist der einzelnen Adelsparteien noch mehr zu verwirren, daß das königliche Ansehen immer tiefer herabsank.

Bekanntlich hatten schon während des Zeitalters der Reformation gereinigtere Religionsbegriffe, besonders durch die Thätigkeit der Unitarier, welche die hergebrachte Lehre von der Dreieinigkeit verwerfen, und der Socinianer, welche sich dem Dogma von der angestammten Sündhaftigkeit der menschlichen Natur widersetzten, auch nach Polen sich verbreitet, und es waren in Kurzem gar viele Bewohner dieses Landes dem nichtkatholischen Religionssystem zugefallen.

Allein, sobald die Jesuiten, diese unermüdlichen Vorkämpfer der päbstlichen Herrschsucht und Glaubensblindheit, dieses Sachverhältniß erkannt hatten, drängten sie sich sofort in Polen ein, und wußten es all-

mählig durchzusetzen, daß sie fast in allen größeren Städten dieses Landes eigene Collegien erlangten, welche die geistigen Pflanzschulen ihres Dichtens und Trachtens wurden.

Und — merkwürdig genug! So wie die Jesuiten in das Land getreten waren, so begannen auch in Polen jene inneren politischen Unruhen, welche seitdem einige Jahrhunderte lang bis auf unsere Zeit sich fortgesponnen haben. Gut unterrichtete Zeitgenossen behaupteten damals schon, die Jesuiten selbst seien nicht blos Theilnehmer sondern sogar Urheber dieser Zerwürfnisse. An Klagen darüber fehlte es gleich anfangs nicht; allein mit Hülfe ihrer Gewissensherrschaft und ihres vollen Geldbeutels wußten jene Ordensleute der Stimmenmehrheit auf den Reichstagen schon im Voraus so gut sich zu versichern, daß sie alle Beschwerden unbeachtet lassen konnten.

Zwar hatten schon vor der Wahl Heinrichs von Anjou (1572) die polnischen Reichsstände, unter welchen es bereits damals viele Nicht-Katholiken gab, den vernünftigen Beschluß gefaßt, es solle Niemand der Religion wegen gestraft oder verfolgt werden; allein abgesehen davon, daß man dessenohngeachtet schon damals alle Bisthümer und andere Kirchenpfründen lediglich der katholischen Partei vorbehielt, waren die Rathschläge, vermöge welcher die Jesuiten als wirkliche geheime Räthe des Königs Sigismund wirkten, auf

den despotischen Charakter dieses Fürsten so gut berechnet, daß seine Unterthanen sich zuletzt nur durch besondere Privatbündnisse gegen seine Willkür zu schützen vermochten. Auch wurde der innere Verfall des Landes immer größer, seitdem der Ehrgeiz des Königs durch die Jesuiten sich dazu hatte verleiten lassen, ihrem Schooßkinde, dem sogenannten falschen Demetrius, als russischen Thron-Prätendenten, im Jahre **1610** freundnachbarlichen Beistand zu leisten, und hierüber die eigenen National-Angelegenheiten ganz zu verabsäumen.

Eben so unglücklich lief der Krieg mit Schweden ab, der sich im Jahre **1629** dadurch endigte, daß Livland und Kurland für Polen verloren gingen, und an Schweden fielen.

Der Adel, welchem die Herrschsucht Sigismunds vorzugsweise lästig gewesen war, säumte nicht, im Jahre **1632**, nach dessen Tode, seinem Sohne und erwählten Nachfolger, dem Prinzen W l a d i m i r, neue Pacta conventa abzudringen, welche für die königliche Macht weit nachtheiliger waren, als die früher von Sigismund unterschriebenen; und in solchen Fesseln blieb auch seit **1648** der nachfolgende Regent, J o h a n n C a s i m i r; ja die unglücklichen Kriege der Polen gegen Rußland und Schweden verbreiteten sogar eine immer größere Unzufriedenheit über die Nation; und so besaß die Gesammtheit derselben jetzt noch weit

weniger, als ehedem, Muth genug dazu, der Oberherrschaft des Familien-Ehrgeizes einiger Wenigen sich mannhaft zu entäußern.

Als nun der König Johann Casimir den stets auf sein Wahlrecht trotzenden Adel noch dadurch beleidigte, daß er die Absicht zu erkennen gab, noch bei seinem Lebzeiten den französischen Prinzen von Enghien zu seinem Nachfolger ernennen zu lassen; so brach sogar ein innerer Krieg zwischen dem Kronmarschall Lubomirsky und dem König aus (1664 — 1666). Er endigte sich zwar damit, daß der König seine Wahlgedanken fallen ließ; allein da er bald darauf (1668) seine Regierung niederlegte, und gegen Empfang einer jährlichen Pension nach Frankreich sich begab, so ward hierdurch ein Zwischenreich herbeigeführt, durch welches die willkürliche Eigenmacht des Adels noch mehr sich verstärkte.

Man fand jetzt das Gesetz nöthig, daß künftig kein König solle abdanken dürfen, konnte sich aber doch über die neue Wahl, bei welcher die Bischöfe eine große Rolle spielten, lange nicht vereinigen; bis endlich der ganz unbedeutende Woiwode Thomas Wisniowiecky, eben seiner sehr erwünschten Unbedeutenheit wegen, mit Gewalt gezwungen ward, die Krone anzunehmen, obwohl er die versammelten Reichsstände mit Thränen bat, ihn doch ja zu verschonen!

In so schlechtem Credit stand damals schon bei

Allen, welche die Verhältnisse näher kannten, die Herrlichkeit der polnischen Königskrone!

Die gänzliche Machtlosigkeit des neuen Königs traf nun freilich mit dem eigenen Wunsche der verschiedenen Adelsparteien zusammen; doch fühlten diese Herren sehr bald selbst, daß ein Schattenkönig solcher Art auch nicht einmal dazu tauge, von einer oder der andern Partei über ihr Privatinteresse — die Haupttriebfeder aller polnischen Adels-Intriguen — gewonnen zu werden; und so wäre denn dieses bedauernswerthe Geschöpf einer aristokratischen Laune gewiß bald förmlich abgesetzt worden, hätte nicht der mitleidige Tod es schon 1673 von seinem glänzenden Elend erlös't.

Während des neuen Zwischenreichs kam endlich eine, auch von Frankreich aus unterstützte Adelspartei auf den Gedanken, den bisherigen Kronfeldherrn Johann Sobiesky zum König zu wählen; denn man wünschte allgemein, einen durch Wisniowiecky 1672 mit den Türken abgeschlossenen schimpflichen Frieden durch neuen Kampf zu beseitigen. In der That gelang dies auch, denn so wie Sobiesky schon vor seiner Wahl durch die Schlacht bei Chozym (11. November 1673) sein Feldherrntalent gegen die Türken bewiesen hatte, so geschah dies noch mehr durch den Feldzug von 1674 — 1676, welcher damit schloß, daß Polen zwei Dritttheile der Ukraine den Türken entriß, und für sich erwarb.

Noch höher stieg Sobiesky's Ruhm durch den glorreichen Entsatz von Wien im Jahre 1683; denn der ritterliche König erwarb sich durch die, der türkischen Belagerungsarmee hier beigebrachte schwere Niederlage, nicht nur um die östreichische Hauptstadt, sondern auch um das ganze übrige Deutschland ein wesentliches Verdienst.

Nichtsdestoweniger blieb jedoch dieser berühmte Kriegsheld bis an seinen Tod (17. Juni 1696) mit dem unverdienten Hasse des Adels beladen; theils, weil die Habsucht der niederen Edelleute sich dadurch verletzt fühlte, daß Sobiesky es für erlaubt gehalten hatte, seine bis dahin wenig angesehene Familie zu bereichern, theils, weil der Adelsstolz einiger Magnatenfamilien die Art und Weise unerträglich fand, in welcher Sobiesky's kluge Gemahlin, obwohl sie nur die Tochter eines französischen Marquis war, auf die Entschlüsse und Regierungsmaßregeln des Königs geistig einwirkte.

So standen die Staatsangelegenheiten in Polen, als hier die Aussicht auf eine Königswürde für unsern August eröffnet ward.

Das Volksleben aber zeigte sich damals in diesem Lande in einer fast noch schlimmeren Verfassung.

Prüft man die polnische Geschichte in dieser Beziehung etwas näher so zeigt sich bald, daß man zwar leicht bei jedem neuen, polnischen Könige sagen könne, wie viel er seinen Reichstagsmännern habe nachgeben,

wie viel aufopfern müssen, um ihren Eigensinn nur einigermaßen zu beschwichtigen; daß man aber vergeblich frage, ob denn nicht auch einmal in diesen Reichsgrundverträgen für das allgemeine Wohl der Nation überhaupt gesorgt worden sei? —

In der That erinnerte sich der, mit dem erwählten König jedesmal fast schachermäßig um allerlei Zugeständnisse für sich selbst unterhandelnde Adel niemals daran, daß außer ihm in Polen noch Millionen von Menschen existirten, deren besserer Wohlstand unbefördert blieb, ja, denen man nicht einmal eine wirkliche politische Existenz zugestand. Die Pacta conventa selbst, über die es soviel Hin- und Herstreitens gab, enthielten, trotz ihrer oft wiederholten Umarbeitung, niemals ein Wort zum Besten der Rechte des Bürgerstandes; auch ward über das Verhältniß der Bauern auf den Krongütern niemals irgend eine rechtliche Vorschrift festgestellt, blos, weil der Adel, der sich selbst viel damit abgab, die Krondomainen zu pachten, mit jeder für die Kronbauern verstatteten Erleichterung allzu viele Nebenvortheile einzubüßen befürchtete!

Der zahlreichste Theil des Volkes kam, unter solchen Umständen, allen geistigen Nationalanlagen zum Trotz, gar nicht einmal zur deutlichen Erkenntniß dessen, was man vernünftige Lebensthätigkeit nennt, sondern tief niedergedrückt durch die althergebrachte Last der Leibeigenschaft, brachte er, zwischen Schmuz und

Branntwein, seine Tage fortwährend in thierischem Stumpfsinn zu.

Auf dem so weiten Gebiete Polens hätten mehr als doppelt so viel Menschen, wie es wirklich in sich faßte, gedeihlichen Unterhalt finden können; leider aber fehlte hierzu jede geistige Anregung; denn auf dem platten Lande besonders war der Schulunterricht eine unbekannte Größe; und höchstens theilten sich die Schacherjuden mit den Jesuiten in den Ruhm, dem jungen Nachwuchs der Nation Menschenkenntniß beigebracht zu haben!

Stand unter *solchen* Umständen wohl für Churfürst August von Sachsen etwas Erfreuliches zu hoffen? — Gewiß nicht! —

Leider aber fragte seine Ehrsucht nicht darnach, ob ihm blos Trugbilder vorgespiegelt worden, oder nicht; er wollte ein großes Land als König beherrschen, und umgeben von der Nationalpracht reicher Magnaten, diese alle mit seinem Königsglanze überstrahlen; *dieser* Ruhm *mußte* errungen werden, der Preis mochte so *hoch* gestellt werden, als er wollte!

Es war dabei ein *Preis* im eigentlichsten Sinne gemeint; die Herren des Adels ließen sich ihre Abstimmung bei der Königswahl mit vollwichtigem Golde *bezahlen*, und Churfürst August würde wahrscheinlich den Sieg gar nicht davon getragen haben, wenn

er nicht weit größere Geldsummen dazu flüssig gemacht hätte, als sein Gegner, der Prinz von Conti.

Wie er die schnelle Disponirung über mehrere Millionen Thaler für diesen Zweck ermöglichte, darüber giebt die Zeitgeschichte eine Auskunft, welche den deutlichsten Fingerzeig über die geringe Staatsklugheit Augusts ertheilt.

Wir werden im folgenden Kapitel mehr davon zu sagen haben, wenn zuvor die Bekehrung dieses Fürsten zum Katholizismus mit einigen Worten geschildert worden ist; denn dieser Religionswechsel war ja die unerläßliche Bedingung für den Empfang der polnischen Königsherrlichkeit.

X.

Der Neubekehrte.
(1697—1699.)

Das nur ein paar Stunden von Wien entfernt liegende Städtchen Baden an der Schwechat, eben so berühmt durch die warmen Bäder, von welchen es den Namen hat, als durch das benachbarte, reizende Helenenthal mit den Ruinen der drei Bergschlösser Rauhenstein, Scharfeneck und Rauheneck — war der stille Schauplatz für den Uebertritt Churfürst Augusts zum Katholizismus.

Sein eigener, naher Vetter, der Herzog Christian August von Sachsen=Zeitz, welcher selbst zeitig katholisch geworden, und dadurch zu der Ehrenstelle eines Bischofs von Raab gelangt war, machte sich ein Verdienst daraus, die kirchlichen Formalitäten dabei zu vollziehen. (2. Juni 1697.)

Ehe noch das schriftliche Zeugniß darüber nach

Warschau gesendet werden konnte, um dem zur Königswahl versammelten polnischen Adel die Ueberzeugung zu geben, daß kein Ketzer, sondern ein rechtgläubig gewordener Fürst sich um den polnischen Thron bewürbe, hatten bereits sowohl der päbstliche Legat, als der kaiserliche Gesandte zu Warschau die bestimmtesten Erklärungen über den so eben erfolgten Uebertritt Augusts abgegeben; denn die ganze Angelegenheit war zwischen den Jesuiten, dem kaiserlichen Hofe und dem Churfürsten selbst schon im Voraus verabredet worden. Ebenso hatte schon vor dieser Zeit Augusts Liebling, der Oberst von Flemming, der mit mehreren hohen polnischen Adelsfamilien nahe verwandt war, an Ort und Stelle selbst, in Warschau, die aus Sachsen dazu mitgebrachten bedeutenden Geldsummen so geschickt vertheilt, daß die sächsische Partei mit dem Herannahen des Wahltages sich mehr und mehr verstärkte.

Flemming war ganz dazu geschaffen, eine Unterhandlung dieser Art zu betreiben. Er versprach den Polen, ihre an die Türken verlorene Festung Kaminieck solle durch sächsische Truppen wieder erobert werden; auch andere Verluste in der Ukraine, Walachei und Moldau werde sein Herr mit gewaffneter Hand zurückbringen; der Handel und das Münzwesen sollten verbessert, 6000 Mann Soldaten in Polen nur auf sächsische Kosten erhalten werden, und, was das Beste war, er vermochte noch, baar zu zahlen, als der

Gesandte der Gegenpartei, der Abée Polignac, seine Kasse bereits erschöpft hatte, und sich schon mit leeren Vertröstungen behelfen mußte. Zwar erfolgte dessenohngeachtet am 17. Juni 1697 auf dem Wahlfelde zu Wola bei Warschau eine zweispältige Wahl; denn zuerst wurde durch den Erzbischof von Gnesen, Radziejowsky, der Prinz von Conti zum König ausgerufen, und nach ihm erst durch den Bischof von Cujavien, Dombsky, der Churfürst August proclamirt. Allein letzterer war der Hauptstadt schon weit näher, als der erstere, und konnte daher zeitiger von der Krone Besitz ergreifen.

August war in der That schon auf Flemmings ersten Wink von Dresden nach Polen aufgebrochen, und ließ 8000 Mann sächsischer Truppen sich auf dem Fuße nachfolgen, um seinem Erscheinen Nachdruck zu geben. Er selbst eilte zunächst nach Breslau, um in dem dortigen Jesuitencollegium nicht nur nach katholischem Ritus Beichte zu hören, sondern auch gegen Verpfändung von Diamanten eine bedeutende Geldsumme bei den durch ihren Reichthum bekannten frommen Vätern aufzunehmen. Er erhielt dieselbe nicht nur, sondern man meldete auch von hier aus dienstbeflissen nach Warschau, daß sich von dem Churfürsten von Sachsen sehr viel erwarten lasse.

Als daher August am 2. September 1697 einen

glänzenden Einzug in Krakau gehalten hatte, erfolgte daselbst am 5. September die feierliche Krönung.

Der massive, silberne Harnisch, den der König bei dem Krönungsacte trug, ward ihm, trotz seiner Leibesstärke, bei der großen Hitze des Tages so beschwerlich, daß ihn mitten in der Ceremonie eine Ohnmacht überfiel. Zufall mochte es wohl sein, daß dies gerade in dem Augenblick geschah, wo sein katholisches Glaubensbekenntniß vorgelesen wurde; die sächsischen Protestanten aber zischelten einander, als sie den Vorgang erfuhren, vertraulich in die Ohren: die Ohnmacht sei die Folge einer Gewissensrührung gewesen, die der König bei der Erinnerung an seinen Abfall von der angestammten Religion empfunden.

Wie dem aber auch sein mochte — August war nicht der Mann, der durch etwas dergleichen auf lange hin in dem gewohnten Leben sich stören ließ. Vielmehr, da ihm die Neigung der polnischen Magnaten zu Glanz und Pracht nur allzusehr bekannt war, so strebte er jetzt noch mehr, wie früher, dahin, durch einen glänzenden Hofstaat, Festlichkeiten aller Art u. s. w. andere Fürsten möglichst zu verdunkeln.

Daß es ihm hierbei an Erfindungslust und gutem Geschmack durchaus nicht fehlte, ist allgemein bekannt. Freilich aber — die Nationalkraft seiner sächsischen Erblande ward durch den übermäßigen, hiermit untrennbar verbundenen Aufwand auf das Aeußerste er-

schöpft; und zwar um so mehr, da auch der bald beginnende nordische Krieg zwischen Schweden und Polen außerordentliche Summen verschlang. Ja, man kann sogar sagen, während August für seine Person an Glanz und Ansehen durch die Königswürde gewann, wurde letztere für das sächsische Land selbst eine drückende Last, unter deren Gewicht jede Aussicht auf künftige politische Geltung immer mehr dahin schwand.

Wie sehr man dies schon damals fühlte, dafür mag unter Anderm eine satyrische Münze zeugen, welche zu jener Zeit geschlagen ward. Man erblickte auf derselben einen Bauer, der auf einem Schubkarren ein Frauenzimmer fuhr, während unterhalb die Umschrift stand: „Ich fahre Sachsen nach Polen."

Das nachhaltige Material zu solchen Transporten wurde durch Verpfändungen und Verkäufe von sächsischen Landestheilen erlangt, weil auf andere Weise große Summen nicht schnell genug flüssig gemacht werden konnten. So wurden schon 1697 die sächsischen Ansprüche an das lauenburgische Gebiet für 1,100,000 Gulden an Braunschweig überlassen, das Erbvoigteirecht über Quedlinburg und Zubehör für 300,000 an Brandenburg gegeben, und sogar der Petersberg bei Halle, der letzte, bei Sachsen noch verbliebene Ueberrest der alten Stammgrafschaft Wettin, für 40,000 Thaler ebenfalls an Brandenburg abgetreten. Bald darauf verpfändete man das Amt Borna für 500,000

Gulden an Gotha, und das Amt Gräfenhainichen für 85,000 Thaler an Dessau, später noch den sächsischen Antheil an Mannsfeld für 600,000 Thaler an Hannover, und das Amt Pforte für 100,000 Gulden an Sachsen-Weimar.

Zu recht ernstem Nachdenken über dergleichen Dinge ließ man den neuen König gar nicht kommen; ein Fest mußte sich an das andere anreihen, und die schönen Frauen, die um die Gunst des Königs warben, nahmen gar kein Ende. Denn auf die Gräfin Esterle, die zur Fürstin von Teschen durch den Kaiser erhoben ward, folgte die junge Türkin Fatime, dann die polnische Gräfin Lubomirsky und die preußische Gräfin von Dehnhof.

Was unter diesen Umständen in andern Theilen des Landes vorging, und wie man über das Weiber- und Günstlings-Regiment am Hofe dachte, werden wir bald näher hören.

XI.

Ein Witwensitz.

(1698.)

„Der Wagen hat Schaden gelitten, Ew. Hochwürden, wir kommen auf diese Art nicht mehr fort!“

Vom Kutschbock einer, nach jetzigen Begriffen sehr altmodischen, nach damaliger Ansicht aber ganz modernen Kutsche, wurden diese wenig tröstlichen Worte durch den Kutscher selbst in das Innere des Wagens hinein gerufen; und sofort sah man aus dem geöffneten Schlage des geräumigen Fahrzeugs einen ansehnlichen, schwarzgekleideten Herrn, der über der Perücke einen breit gekrämpten Hut auf dem Kopfe trug, mit verdrießlichem Gesicht aussteigen.

„Was giebt es denn eigentlich?“

Auf diese Frage seines Herrn antwortete der Kutscher dadurch, daß er ihm nachwies, wie die Kutsche

seitwärts auf dem Wagebaum aufsaß, weil der eine vordere Tragriemen des Kastens geplatzt war.

„Schlimm genug! Sieh zu, Johann, wie Du das Ganze schnell in Ordnung bringst, damit wir vor Nacht nach Torgau kommen!"

„Probiren will ich es," — sagte der Kutscher, indem er langsam ein paar Stricke unter seinem Kutschersitze hervorzog.

Aber Johann schien durchaus nicht dazu geschaffen, einen Schaden dieser Art so leicht auszubessern, und je länger er ohne guten Erfolg dabei zubrachte, desto ungeduldiger wurde sein Herr.

Im scharfen Abstich zu dem Unmuth der beiden Reisenden tönte auf einmal aus dem kleinen Hohlwege, der zu dem Schauplatze ihres Unglücks führte, ein munteres Liedchen herauf. Einen Augenblick noch verbarg der Hohlweg selbst den singenden Wanderer; nach wenigen Minuten jedoch ward derselbe sichtbar als ein Mann in den mittleren dreißiger Jahren, der rüstig bergaufwärts gerade auf unsere Reisenden losschritt.

Als er näher kam, und den Unfall der Reisenden sah, schwieg er mit seinem Gesang; und da sich in seinen Blicken freundliche Theilnahme unverkennbar aussprach, sein Aeußeres aber einen gebildeten Mann aus dem Mittelstande verrieth, so redete der Herr des Wagens, indem er seinen Gruß freundlich erwiederte, ihn mit den Worten an:

„Ja, Freundchen, Ihr habt gut singen, denn Euere Füße leisten Euch Gehorsam; wir aber haben unsere Noth mit dem widerspenstigen alten Kasten, und doch wünschte ich so sehr, Torgau bald zu erreichen!"

„Je nun," — gab der Wanderer nach einigem Besinnen zur Antwort — „zu helfen wäre hier wohl, wenn —"

„Ei, so thut mir doch den Gefallen, und helft mir vorwärts! Wenn mir recht ist, haben wir von hier aus immer noch zwei gute Stunden bis Torgau, und es dunkelt schon. Das Gehen in der Dämmerung ist nicht angenehm. Setzt Euch also mit in meinen großen Wagen, wenn Ihr ebenfalls nach Torgau wollt; aber vorher bringt den Wagen zur Raison!"

Indem der schwarz gekleidete Herr dies sprach, hielt er dem Wanderer seine rechte Hand hin. Letzterer schlug kräftig ein, und traf sofort Anstalt, sein Wort zu halten.

Aus seiner Jagdtasche nahm er, nachdem er den Inhalt auf dem Rasen ausgepackt, einen ansehnlich breiten und starken rindsledernen Riemen hervor, und begann denselben sehr geschickt als Trageriemen für den Wagen am rechten Orte zu befestigen; wobei ihm der Kutscher hilfreiche Hand leistete, nachdem derselbe seinem Herrn halblaut zugeflüstert: „Der versteht's!"

Nach zehn Minuten war das Werk gethan, und

der Wanderer sagte ruhig: „Jetzt kann Jedermann ohne Sorgen in diesem Wagen fahren.“

„Nun, so steigt mit ein!“ war die Antwort des Besitzers; — „und Du, Johann, halte Dich gehörig dazu, und laß die Braunen scharf auftreten, denn es wird ja immer dunkler!“

Letzteres war wirklich wahr; denn der so eben erzählte Vorgang ereignete sich an einem Octoberabend des Jahres 1698, und der Himmel war überdies etwas trüber geworden.

Als die beiden Insassen des Wagens innerhalb desselben es sich etwas bequem gemacht hatten, fragten sie sich gegenseitig um ihre Namen.

Der schwarzgekleidete Herr erfuhr, daß der Obersteiger Wiedemann aus Freiberg ihm den Liebensdienst am Wagen geleistet, und letzterer vernahm, der schwarzgekleidete Herr, dem er jetzt gegenüber saß, sei der Archidiaconus D. Valentin Löscher aus Dresden.

Wiedemann hatte wohl nicht die geringste Vermuthung davon, daß der Mann, mit dem er sich unterhielt, später als Theolog so berühmt werden würde; aber eben deshalb sprach er desto unbefangener über seine Verhältnisse, und bald hatte Löscher ihm abgefragt, daß er in Torgau, seinem Geburtsorte, die nöthigen Legitimations-Papiere sich abholen wolle, um von

dort aus nach Berlin zu reisen und eine ihm daselbst zugefallene kleine Erbschaft zu erheben.

„Ich bin," — setzte Wiedemann hinzu, „zwar in Torgau geboren, aber schon im dritten Lebensjahre mit meinem verstorbenen Vater, der damals als Amtsschreiber von Torgau nach Freiberg versetzt wurde, aus hiesiger Gegend weggezogen, und mit derselben ganz unbekannt. An den Herrn Superintendenten in Torgau hatte ich zwar einen Empfehlungsbrief erhalten sollen, er blieb jedoch außen, und ich habe ohne denselben wegreisen müssen."

„Wenn Euere übrigen Papiere in Ordnung sind, Herr Obersteiger, so werde ich Euch schon bei dem Herrn Superintendenten das Wort reden. — Wo habt Ihr Euer Absteigequartier."

„In Dresden hat man mir das „Weinfaß" empfohlen."

„Ich schlage Euch vor, mein Gast für heute und morgen zu sein, und mir daher in den „schwarzen Bär" zu folgen. Bis morgen Abend habe ich ohnedies Geschäfte in Torgau, und dann fahre ich nach Lichtenburg, um mich der verwittweten Frau Churfürstin vorzustellen, welche mich kennen zu lernen gewünscht hat. Da ich mein Amt in Dresden erst vor Kurzem angetreten, so hatte ich bisher noch keine Gelegenheit, der Frau Churfürstin bekannt zu werden; diese durchlauchtige Frau interessirt sich aber sehr für Kirchen und

Schulen, und es ist Pflicht der Geistlichkeit, die Wünsche dieser trefflichen Landesmutter zu vernehmen."

„Da haben der Herr Doctor gewiß sehr recht," entgegnete Wiedemann, „jetzt zumal, seitdem der Churfürst katholisch geworden, ist es doppelt erfreulich, daß wenigstens Jemand vom churfürstlichen Hause noch etwas auf das Lutherthum hält."

„Allerdings. Doch auch die junge Churfürstin folgt dem rühmlichen Beispiel ihrer Schwiegermutter getreulich nach; und in Pretzsch, wo die Churfürstin Eberhardine jetzt residirt, wird das Evangelium eben so hoch in Ehren gehalten, wie in Lichtenburg."

„Nun, das ist denn noch ein Trost. Denn, Ew. Hochwürden können es mir glauben, in unserem Erzgebirge hat es trübe Gesichter genug darüber gegeben, daß der Churfürst August seine Religion abgeschworen."

„Ach, mein Freund, dergleichen trübe Gesichter sind auch anderwärts noch häufig genug aus demselben Grunde wahrzunehmen. Ich wenigstens möchte die tausend Thränen nicht auf meinem Gewissen haben, die nur allein unsere junge Churfürstin über ihres Gemahls polnische Wirthschaft vergossen. — Ich hoffe, Herr Obersteiger, daß ich hier ohne Bedenken reden darf, wie es mir um das Herz ist!"

„Das können Sie, Herr Doctor; Niemand kann über diesen Punct mehr mit Ihnen einverstanden sein, wie ich. Offen gestanden, auch wir bei unserem Berg-

wesen empfinden es schwer genug, daß das schöne sächsische Geld, dem wir unter Mühe und Sorgen Tag für Tag unter der Erde nachtrachten müssen, zu Hunderttausenden in's Ausland geht, ohne der Heimath zu nützen. Neulich wollte ich für einen alten Bergmann, der verunglückt war, eine außerordentliche Unterstützung beim Oberbergamt erbitten, weil der Mann eine Frau und zwölf lebendige Kinder zu Hause hat, und also mit dem gewöhnlichen „Gnadenthaler" aus der Knappschafts-Kasse unmöglich auskommen kann. Da hieß es aber überall: „es ist kein Geld da!" Unser Oberhüttenreiter, ein ganz ehrlicher Mann, der aber zuweilen eine scharfe Zunge hat, sagte an demselben Tage zu mir: „Ich dächte doch, Wiedemann, Ihr hättet wissen sollen, daß der Freiberger Silberwagen jetzt blos in polnischen Angelegenheiten versandt wird!" — Ich verstand recht gut, was er meinte, und drückte ihm die Hand dafür: daß aber e r es gewesen, der meinem armen Bergmann am andern Morgen drei Speciesthaler überschickt, davon bin ich fest überzeugt, obwohl er schrecklich böse wurde, als ich ihm dafür danken wollte."

„Ein braver Mann, ein braver Mann," — sagte D. L ö s c h e r halb laut vor sich hin, als Wiedemann geschlossen. „Drei Speciesthaler," fuhr er dann laut fort, „kann ich freilich nicht geben, denn — ich habe sie nicht; aber e i n e n soll Euer Verunglückter auch von mir haben!"

Damit griff er in die Tasche, und reichte dem Obersteiger ein blankes Geldstück hin.

„Ach, ich danke in seinem Namen, ich danke; wiewohl —"

„Nun, Freundchen, das weiß ich wohl, daß Ihr die Geschichte nicht deshalb erzählt habt, um einen Speciesthaler aus meiner Tasche heraus zu citiren. Ich möchte aber auch gern etwas beitragen."

Zwischen beiden Reisenden herrschte jetzt geraume Zeit eine Pause, wo Jeder seinen Gedanken stille Audienz gab. Endlich fing der Obersteiger das Gespräch wieder an:

„Ich hätte Lust, eine Frage zu thun, Herr Doctor."

„Und die wäre?"

„Sollte es Ihnen vielleicht möglich sein, mir bei der alten Churfürstin einen guten Dienst zu erweisen?"

„Bei der alten Churfürstin? Inwiefern denn?" —

„Meine Erbschafts-Geschichte in Berlin sollte durch den Empfehlungsbrief nach Torgau unterstützt werden; da ich aber diesen habe im Stich lassen müssen, so fürchte ich sehr, in Berlin als ein ganz verlassener Fremdling zu erscheinen, wenn ich gar keine Fürsprache habe. Für die Frau Churfürstin wäre es ein Kleines, mir ein Schreiben nach Berlin mitzugeben, und dadurch —"

„Ich verstehe schon. Freilich, wie ich schon gesagt

habe, ich werde übermorgen der Frau Churfürstin selbst zum ersten Male persönlich vorgestellt; also hätte ich Vorwand genug, die Bitte abzuschlagen; indessen, da Ihr mir nun einmal so wohl gefallt, so will ich versuchen, was ich thun kann. Am sichersten wäre es, Ihr führet übermorgen selbst mit nach Lichtenburg hinüber —"

„Dadurch würde nun freilich meine Unbescheidenheit noch größer —"

„Das gar nicht, da ich Euch zu dieser Begleitung einlüde —"

„Wenn Sie meinen, Herr Doctor —"

„Allerdings ist es mein Wunsch; denn wenn ich einmal helfen will, so suche ich auf die beste Art zu helfen. Also — es gilt?" —

„Es fällt mir unmöglich, Ihre Güte zurückzuweisen" —

„Nun gut; so bleiben wir noch ein wenig länger Reisegefährten."

Noch hatte D. Löscher diese Worte nicht beendigt, als der Wagen schon wohlbehalten in das Gasthaus zum schwarzen Bär hineinfuhr. — —

Am zweiten Morgen nach diesem Abend finden wir beide Reisende in demselben Wagen auf dem Wege nach Lichtenburg.

D. Löscher, der an seinem Reisegefährten immer mehr Wohlgefallen gefunden, je näher er ihn ken-

nen lernen, unterließ nicht, die Wißbegierde des Obersteigers zu befriedigen, als dieser Gelegenheit nahm, sich etwas genauer nach der Residenz der alten Churfürstin, dem Schlosse Lichtenburg, zu erkundigen.

„Es hat mich immer besonders erfreut,“ — äußerte Löscher hierbei unter anderm — „daß eine so würdige Churfürstin, wie unsere Anna Sophia, gerade das Schloß Lichtenburg zum Witwensitz erhalten. Denn die Erbauerin davon war die Mutter *Anna*, die für das Sachsenland so unvergeßliche Gemahlin des Churfürsten August; und späterhin residirte hier *Hedwig*, die Gemahlin Churfürst Christians II. Während der achtundzwanzig Jahre, welche Hedwig von 1613 bis 1642 als Witwe hier zubrachte, kamen nicht nur die meisten Verschönerungen zu Stande, die man an dem Schlosse selbst noch wahrnimmt, sondern diese Fürstin ward auch eine Wohlthäterin für die ganze Umgebung. So bestimmte sie z. B. im Jahre 1624 die Zinsen einer Summe von 2000 Gulden zur jährlichen Anschaffung von Schulbüchern für arme Kinder, sodann zur Besorgung von freiem Communion=Wein für dreiunddreißig Kirchen, und zur Unterstützung für arme Reisende u. s. w.“

„Ein löbliches Beispiel. Und Stiftungen zu Communion=Wein gefallen mir besser, als Legate zu Kindtaufs= oder Hochzeitsschmäußen.“

„Dieser Meinung bin ich auch. Uebrigens hat es

mit dieser Weinstiftung in Lichtenburg eine ganz eigene Bewandtniß. Wie man sagt, wurde das Gestift bereits im Jahre 1339 vom Churfürsten Rudolph I. begründet; es war aber allmählig in Verfall gerathen, und die Churfürstin Hedwig erwarb sich das Verdienst, diese alte Stiftung zu erneuern. Es wurde übrigens für die Zinsen des Legats nicht etwa ausländischer Wein gekauft, sondern man gab sächsisches Gewächs, aus der landesherrlichen Weinkellerei im Schlosse Lichtenburg selbst, in dessen Nähe Weinberge genug der besonderen Pflege damals werth gehalten wurden."

„Wollte Gott, das geschähe noch heute; wir hätten dann den Vortheil, daß der inländische Wein in gehörigem Ansehn stände und daß man das Geld ersparte, was jetzt die theuern Weine des Auslandes kosten."

„Leider geht das mit den Weinen fast so, wie mit den Kleidern; sie sollen und müssen aus Frankreich kommen, wenn sie Beifall finden sollen."

D. Löscher fuhr noch eine ziemliche Weile fort, von Lichtenburg zu erzählen. Er erwähnte der Gemahlin Joachims I. von Braunschweig, Elisabeth, welche in den Jahren 1528 bis 1546 in dem älteren Schlosse hier lebte, weil sie als eifrige Anhängerin von Luthers Lehre von ihrem Gemahle sich hatte wegflüchten müssen. Dabei gedachte er der häufigen Besuche, die, auf Elisabeths Einladung, D. Luther von Wittenberg aus in Lichtenburg ablegte, um ihr guten Rath in

kirchlichen Dingen zu ertheilen. „So ist dieses Schloß" — bemerkte er zuletzt, „mit unsrer lutherischen Lehre stets in einer näheren Verbindung geblieben, und auch jetzt wieder hat eine rechtschaffene Anhängerin dieses Glaubens sich hierher geflüchtet, weil sie da ruhiger zu leben vermag, als in dem glanzvollen Dresden, dem polnische Magnaten und östreichische Jesuiten doch nur einen fremdartigen Schmuck verleihen."

Wenige Minuten später war Lichtenburg erreicht.

Da die Churfürstin den D. Löscher bereits erwartete, und er auch von Torgau aus ihr seine Ankunft hatte melden lassen, so wurde er von dem hier anwesenden Kammerherrn von Maltitz sofort bei Anna Sophia eingeführt, wogegen sein bergmännischer Gefährte sich unterdessen die Kirche und den Schloßgarten besah.

Der Geistliche fand die Churfürstin in Gesellschaft ihrer Schwester, der verwitweten Churfürstin Wilhelmine Ernestine von der Pfalz.

Nach einem kurzen allgemeineren Gespräch begann Anna Sophia, auf welche die Persönlichkeit und das Benehmen des D. Löscher sichtbar einen sehr guten Eindruck machten, sich nach der gegenwärtigen Stimmung in Dresden zu erkundigen.

D. Löscher begnügte sich mit der Antwort:

„Diese Stimmung giebt sich vor der Hand nur

absatzweise kund; über Manches, Ew. churfürstliche Durchlaucht, schweigt man noch.“

„Und Ihr, lieber Herr Doctor, wollt mir durch diese Antwort zeigen, daß Ihr jetzt ebenfalls zu Dresdens Bewohnern gehört.“

„Sollten meine Worte —“

„O, ich habe nichts wider diese Worte, insofern sie klug sind, denn die Klugheit ist zu allen Dingen nütze; aber ich wollte, ich könnte Euch Vertrauen genug einflößen, um Euch offenherzig zu machen.“

„Das Beispiel Ew. churfürstlichen Durchlaucht lehrt uns, daß es Christenpflicht ist, unvermeidliche Dinge mit Geduld zu ertragen.“

„Für eine Mutter, ihrem regierenden Sohne gegenüber, mag das gelten; aber das Volk im eigentlichen Sinne pflegt sich den Mund nicht so ganz verschließen zu lassen.“

„Wohl wahr; und es fehlt auch nicht an derben Ausbrüchen des Volksverstandes, wenn ich so sagen darf.“

„Der Ausdruck ist richtig; denn der Mutterwitz der gemeinen Leute geht immer seinen eignen Weg, und das Körnchen Salz darin hat eine wunderbare Kraft, sich Freunde und Anhänger zu erwerben.“

„Man zollt ihm oft wider Willen Beifall, so wie man niesen muß auf eine gute Priese Tabak.“

„Wie verstehen uns schon, Herr Doctor! — Doch, was macht der Statthalter?“

„Da nennen Ew. churfürstliche Durchlaucht einen Mann, dessen Leben und Thaten recht eigentlich auf die vorerwähnte Art — b e n i e s’t werden.“ —

„Ich glaube es wohl! Im Allgemeinen scheint der Fürst von Fürstenberg den Bibelspruch: „Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch, wie die Tauben“ nur zur ersten Hälfte zu befolgen —“

„Im Allgemeinen, ja! Es giebt aber auch Fälle, wo von Klugheit nicht eben sehr viel zu verspüren; wenigstens, wenn es wahr ist, daß wir das neulich aus Warschau nach Dresden an das Oberconsistorium ergangene Rescript den Vorstellungen des Herrn Statthalters verdanken —“

„Was enthält denn dieses Rescript?“ —

„Es wird darin der sächsischen Geistlichkeit nicht nur auferlegt, daß sie nichts wider die katholische Religion auf den Kanzeln vorbringen solle, sondern es wird uns auch gar verboten, die Lieder: „Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort,“ und: „O Herre Gott, Dein göttlich Wort“ — noch fernerhin in den Kirchen singen zu lassen, weil dergleichen der katholischen Kirche zu widerwärtiger Offension gereiche —“

„O, die a r m e katholische Kirche, wenn sie sich vor dem reinen Worte Gottes fürchten muß! — Nun, daß i c h wenigstens vor dem Rescript mich n i c h t fürchte,

davon, Herr Doctor, könnt Ihr Euch überzeugt halten! In vierzehn Tagen haben wir das Reformationsfest; da soll mein Schloßprediger uns Alle so ruhig singen lassen: „Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort" — als ob es gar kein Warschauer Rescript in der Welt gäbe!"

Die Churfürstin war bei diesen Worten von ihrem Stuhl aufgestanden, und nahm erst nach einer Pause von mehreren Minuten wieder Platz.

„Was haben denn die Herren Consistoriales zu dem Rescript gesagt?" wandte sie sich dann wieder fragend an D. Löscher.

„Das Verbot der Kirchenlieder haben sie einmüthig abgelehnt, und von dem Streite wider die katholische Kirche in so weit abzulassen versprochen, als sie dies mit ihrem evangelischen Gewissen verantworten könnten."

„Das gefällt mir wohl; und ich höre dergleichen um so lieber, da mein guter D. Spener in Berlin, den ich, wie Ihr wißt, noch immer zum Beichtvater beibehalten, obwohl er schon seit sieben Jahren die sächsischen Dienste verlassen hat, je zuweilen mit dem Geiste der evangelischen Kirche in Sachsen sich gar wenig zufrieden zeigt."

„Wir sind diesem Herrn nicht fromm genug!"

„Ach, das wohl weniger; aber — nicht werkthätig genug, darin liegt die Hauptsache!"

„Das mag ich Ew. churfürstlichen Durchlaucht wohl zugeben! Im Uebrigen — was den Kampf in

religiösen Dingen anlangt, so denke ich darüber ganz, wie unser Vater Luther, wenn er einmal in seinen Schriften sagt: „Es müssen Secten sein, und das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen! Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten, und wohl bleiben. Ist unserer recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht, noch vor sonst Jemand fürchten. Man lasse die Geister auf einander platzen und treffen! Werden etliche indeß verführt — wohlan, so geht's nach rechtem Kriegslauf; wo ein Streit oder eine Schlacht ist, da müssen Etliche fallen und verwundet werden; wer aber redlich ficht, wird gekrönt!" —

„Ja, unser D. Luther hat das am besten gewußt; der blieb selbst ein redlicher Kämpfer bis zum letzten Augenblick!"

Die Churfürstin erhob sich hier abermals, und ging einige Augenblicke im Zimmer hin und her, wobei ihr die lebhafte innere Bewegung gar sehr anzumerken war.

„Ach, Ihr könnt es mir wohl glauben, Herr Doktor," begann sie dann, nachdem ihr Blick mehrmals auf einem Bildniß D. Luthers geruht hatte, welches im Audienzzimmer hing — „Ihr könnt es mir wohl glauben, daß ich in der letzten Zeit seit den Vorgängen in und bei Wien gar vielen Kummer empfunden; noch neulich schrieb mir der Doktor Spener einige Worte, die mich gar schmerzlich berührten."

„Nun, mit Willen hat er Ew. churfürstlichen Durchlaucht gewiß nicht kränken wollen.“

„Ach, das weiß ich gar wohl! Aber wenn ich auch fühlte, wie sehr er recht habe, ward mir doch gleichzeitig auch von meinem Gewissen bezeugt, daß ich gethan, was mir möglich war, um das jesuitische Unheil vom armen Sachsenlande abzuwenden. Spener hat mir erst kürzlich wiederholt, was er hier in Lichtenburg zu mir sagte, als bei seiner Anwesenheit die traurige Nachricht von meines Sohnes Religionsveränderung bei uns eintraf. Er theilt nicht nur meinen tiefen Schmerz, sondern er zittert auch vor den gefährlichen Folgen, die dieser Schritt wahrscheinlich nach sich ziehen werde; er fordert mich auf, mein ganzes mütterliches Ansehen bei meinem Sohn dahin anzuwenden, daß er sich nicht ganz der Leitung der katholischen Geistlichen hingebe, nicht die Gewissenhaftigkeit seiner evangelischen Unterthanen bedrängen, und nicht die Königin sammt dem Churprinzen zu demselben gefährlichen Schritte verleite.“

„Das möchte denn doch nicht zu fürchten sein; es ist ja ausdrücklich erklärt worden, daß dieser Schritt Sr. Majestät ein blos persönlicher sei —“

„Das ist wohl wahr, und für Herz und Gewissen meiner Schwiegertochter vermag ich einzustehen; der Churprinz aber soll so leicht nicht aus meinen und ih-

ren Händen gerissen werden. Indessen, es fällt so mancherlei vor, und — "

„In einem Punkte freilich theile ich ganz das Bedenken Ew. churfürstlichen Durchlaucht; ein katholischer Statthalter mit fast unumschränkter Gewalt, und ein paar katholische Minister — diese können, wenn sie wollen, gar Vieles durchsetzen, ehe auch nur der Ruf davon bis Warschau dringt."

„Ich wollte, ich könnte Euch widersprechen; leider aber habt Ihr vollkommen Recht! Nun, Gott weiß am besten, was ich Alles meinem Sohne gesagt und geschrieben; aber, er nimmt sich selten Zeit, über solche Dinge lange nachzudenken — "

„Oder man läßt ihm keine Zeit dazu; denn — "

„Ich verstehe Euch gar wohl, lieber Herr Doktor! Nun, ich spreche mit den Worten der Schrift: Wir wollen hoffen und harren in Geduld, daß Gott Alles wohl machen werde!"

Das Gespräch wandte sich von jetzt an auf das Schulwesen, an welchem nicht nur die Churfürstin, sondern auch deren Schwester großes Interesse nahm, weshalb auch diese mit dem Doktor Löscher sich darüber unterhielt.

Die zufällige Erwähnung von Bergschulen erinnerte den Archidiaconus an seinen Reisebegleiter; er trug daher dessen Anliegen an die Churfürstin gezie-

mend vor, und bat um Erlaubniß, ihr den Obersteiger vorstellen zu dürfen.

„Jetzt, lieber Herr Doktor, begleitet mich zur Tafel, wo Ihr auch meinen Schloßprediger sollt kennen lernen; nachher aber wird es mir Freude machen, den Obersteiger zu sprechen. Ich habe ohnedies schon längst ein paar Fragen über das Erzgebirge auf dem Herzen."

Wir verlassen jetzt die sammt ihrem geistlichen Gaste zur Mittagstafel sich erhebenden fürstlichen Personen, und sehen uns nach dem Obersteiger um.

Wiedemann hatte sich nach Besichtigung der Kirche in den Schloßgarten begeben, und hier an dem Gärtner, dessen Vorfahren schon seit länger als hundert Jahren im Lichtenburger Schlosse einheimisch gewesen, einen beredtsamen Erzähler von den vergangenen Herrlichkeiten dieses alten Fürstensitzes gefunden.

Beyer — so hieß der alte Gärtner — schilderte lebhaft, wie berühmt einst der Antoniter-Hof zu Lichtenburg gewesen; welchen Ruhm die Ordensbrüder desselben sich durch die gewissenhafte Pflege von armen und kranken Reisenden erworben, und wie reichlich die Bauern der Umgegend damals für die Nahrungsbedürfnisse der Klosterherren gesorgt hätten. Beiläufig erwähnte er unter Anderm, daß noch kurz vor Anfang der Reformation der Ablaßkrämer Tetzel im Erzgebirge laut gepredigt habe: Wer es verabsäumen werde,

dem Antoniter=Hofe zu Lichtenburg durch fromme Beisteuern zu Hülfe zu kommen, der müsse gewärtig sein, daß alle Schächte des Erzgebirges verfielen und ohne Ausbeute blieben.

„Das gewährt mir," sagte der Obersteiger hier, „nun auf einmal Aufschluß darüber, warum ich in den alten Bergrechnungen und Zechenabschlüssen aus dem funfzehnten Jahrhundert so oft die Angabe gefunden habe: „zwei Gülden Beisteuer für den Antoniterhof an der Elbe." Es ist dies also der Hof zu Lichtenburg gewesen."

Nachdem sich die beiden Wanderer noch eine zeitlang auf ähnliche Weise unterhalten, ward Wiedemann vom Gärtner freundlich eingeladen, dessen einfaches Mittagsmahl zu theilen.

Der Obersteiger nahm dies bestens an, und der Gärtner, der mit seiner einzigen Tochter in einem Seitengebäude des Schloßgartens Haus hielt, that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß er seinem Gaste eine Flasche echten, funfzigjährigen Landwein aus der Lichtenburger Pflege vorsetzen konnten, an welchem Wiedemann großes Behagen fand.

Noch saßen die beiden Männer beim Glase, als ein Hoflakai der Churfürstin eintrat, und den Obersteiger zum Kammerherrn von Miltitz berief, weil die Churfürstin den Begleiter des Herrn D. Löscher sprechen wolle.

Wiedemann war über diese Botschaft erfreut, doch aber im ersten Augenblick ein wenig verlegen, wie er seine Worte bei der Churfürstin anbringen solle.

„Ach, Herr Obersteiger," — sagte hier des Gärtners hübsche Tochter Sophie, „ich kann Euch nur rathen, daß Ihr dort gerade so, wie hier bei uns sprecht, und nicht im geringsten blöde seid. Die Frau Churfürstin hat das immer am liebsten!"

„Wißt Ihr das so gewiß, mein schönes Kind?"

„Nun," schaltete hier der Gärtner ein, „einigermaßen kann sie es wissen; denn die Churfürstin ist ihre Frau Pathe, und so ist sie denn von Kindesbeinen an gar viel um die durchlauchtige Frau herum gewesen, so oft diese in Lichtenburg verweilte."

„Darf ich vielleicht ein Compliment von Euch bestellen?"

Auf diese scherzhafte Frage des Obersteigers gab Sophie ganz ernstlich zur Antwort: das könne er in Gottes Namen thun; und als der stattliche Mann in seinem netten Berghabit sich einstweilen aus der Gärtnerwohnung verabschiedete, sah ihm das muntere Mädchen mit recht heiter glänzenden Augen nach.

Im Audienzzimmer waren außer dem D. Löscher jetzt auch der Kammerherr von Miltitz und der Schloßprediger Freitag in der Begleitung der beiden Churfürstinnen.

Wiedemann machte seine Sache sehr gut; er trug

seine Bitte um ein Empfehlungsschreiben nach Berlin so wohlgesetzt vor, daß ihm die Churfürstin augenblicklich Gewährung versprach; und auf ihre Fragen, wie es im Erzgebirge über und unter der Erde gehe, hatte er so bündige Antworten zur Hand, daß die hohe Frau nicht ohne Befriedigung sagte: „Bringt nur Euern Bergarbeitern einen freundlichen Gruß von mir; meldet ihnen, es sei mein herzlicher Wunsch, daß Gott ihnen immerdar in geistiger und leiblicher Beziehung ein fröhliches Glück auf! verleihen möge; und, was den Empfehlungsbrief anlangt, so meldet Euch morgen früh vor der Abreise bei dem Herrn Kammerherrn von Miltitz hier; dem werde ich mein Schreiben übergeben. — Habt Ihr Quartier in der Hofküche genommen?"

„Der Hofgärtner war so freundlich, mich zu sich einzuladen."

„Nun, da wird Euch Jungfer Sophie zu bewirthen haben."

„Ist schon geschehen, Ew. churfürstliche Durchlaucht!"

„Und wohl auch gern geschehen?"

„Ich wünsche mir mein Lebelang keine freundlichere Wirthin!"

„So könnt Ihr Euch nur in Acht nehmen vor meiner Jungfer Pathe; denn, Ihr seid ein hübscher Mann, und — Mädchen bleiben Mädchen!"

Der Obersteiger wurde hier feuerroth im Gesicht; die Churfürstin aber grüßte ihn nochmals freundlich, und begab sich dann sammt ihrer Schwester in ihre gewöhnlichen Wohnzimmer.

D. Löscher empfand über die gute Aufnahme seines Reisegefährten fast eben so viel Freude, wie über seine eigene gnädige Audienz; und wie er denn damals, in seinen jüngeren Jahren, bei aller Frömmigkeit ein heiterer, lebenslustiger Mann war, so konnte er sich auch nicht enthalten, am Nachmittag dieses Tages, wo er mit seinem Gastfreunde, dem Schloßprediger, einen Spaziergang durch den Schloßgarten machte, und dieser Gelegenheit nahm, ihn mit dem Hofgärtner und dessen Töchterchen bekannt zu machen, nach einigen Hin- und Herreden der hübschen Sophie das Scherzwort der Churfürstin über die Jungfer Pathe zu erzählen.

Jetzt ward das Mädchen eben so roth, wie vorher der Obersteiger; glücklicher Weise hatte der letztere sich eben ein wenig aus dem Schloßgarten entfernt, und konnte also nicht Zeuge dieser Mittheilung sein; D. Löscher aber machte sich am andern Morgen, als die beiden Reisegefährten freundlich von einander geschieden, noch den besondern Spaß, Wiedemann scherzhaft zu fragen, ob er, der Doktor, vielleicht das Vorrecht haben solle, künftig einmal einen schmucken Bergmann mit einer hübschen Gärtnerstochter zu trauen?

„Nein zu sagen“ — erwiederte der Obersteiger, „kommt mir durchaus nicht in den Sinn; aber — zwischen dem Ja und dem Vielleicht liegt noch Berg und Thal von mancherlei Art!“

„Ein richtiger Bergmann braucht sich niemals vor Gottes Erdboden zu fürchten, es sei derselbe so ungleich, wie er wolle!“

„Unter der Erde gilt das wohl, Herr Doktor; allein über derselben —“

„Je nun, was sein soll, schickt sich wohl; und damit behüte Euch der Himmel!“

So trennten sich die beiden braven Männer; der eine zog, mit einem nachdrücklichen Empfehlungsschreiben ausgerüstet, seine Straße nach Berlin; der andere dagegen fuhr nach Dresden zurück.

XII.

Der Statthalter.

(1698—1705.)

In dem geräumigen Parterrelocal eines der größten Häuser auf der Moritzstraße zu Dresden, saßen im November des Jahres **1698** drei Secretaire, deren besondere Geschäftigkeit deutlich bewies, daß ihnen heute wenigstens ein weit größeres Pensum, als die gewöhnliche Tagesaufgabe eines Büreauarbeiters, auf den Schultern liege.

„Sind Sie mit dem Bericht bald zu Stande?"

Auf diese, von dem ersten der drei Arbeiter an den zweiten gerichtete halblaute Frage, gab letzterer mit Achselzucken die Antwort:

„Es ist fast unmöglich, das Ganze auf so wenige Seiten zusammenzudrängen, wie der Herr Statthalter befohlen; denn das heute früh von mir bezeichnete Actenstück ist nun einmal nicht zu finden, und errathen kann ich dessen Inhalt unmöglich!"

„Ei, das sollen Sie auch nicht, sondern dieses Actenstück ganz ignoriren."

„Aber — das Obersteuer-Collegium bezieht sich in seinem Vortrage wiederholt auf eben dieses Actenstück, und erblickt in dessen Inhalt die rechtsgegründete Ursache zu seinem Widerstande gegen das neue Steuer-Ausschreiben — "

„Wer hat denn die Feder bei diesem Vortrage geführt?"

„Der Herr Justizrath Karl von Bose, da er in Steuersachen, welche in das Justizwesen eingreifen, dem Obersteuer-Collegium beigegeben ist."

„So wird das fragliche Actenstück noch bei diesem liegen; und es mag immerhin daselbst auch liegen bleiben!"

„Das ist nicht gut möglich," wendete hier der dritte Secretair ein; „denn ich habe dem Herrn Justizrath schon vor vierzehn Tagen eine schriftliche Bescheinigung darüber ausgestellt, daß er dieses Actenstück an die statthalterliche Haupt-Expedition zurückgeliefert."

„Wer hat Ihnen dies geheißen?"

„Er verlangte diese Bescheinigung von mir, und ich gab sie, wie gewöhnlich."

„Künftig fragen Sie bei solchen Fällen erst an!"

„Aber die einfache Thatsache darf ich doch bescheinigen?"

„Nichts dürfen Sie, wenn es der Herr Statthalter nicht erlaubt!“

Mit diesen heftig herausgestoßenen Worten verließ der Herr Secretair Nr. 1 das Zimmer, und warf die Thür ungestüm hinter sich zu.

„Der hat den Kopf voll!“ — flüsterte der zweite Secretair, über das Pult herüber, seinem Nachbar zu. „Dafür ist er freilich aber auch der erste Vertraute unseres Herrn Chefs!“

„Ich danke für diesen Posten,“ erwiederte der dritte Secretair in eben solcher Weise; „denn — wer noch ein wenig Gewissen hat, dem wird die Verantwortung —“

„Schweigen Sie, Freund; die Wände haben hier überall Ohren!“

„Ja freilich, das ist das große Remedium; schweigen soll man, über nichts raisonniren, beliebig blind sein, und zuletzt — als Sündenbock für vornehmere Leute dienen!“

Indem der junge Mann dies sprach, stampfte er mit seiner Feder hastig auf das Pult auf.

„Aber, bei unserer Freundschaft, lieber Jäger, so schweigen Sie doch!“

„Ja, wenn ich dies könnte! Es ist nun einmal wider meine Natur, so offenbarem Unrecht gegenüber mich taub und blind zu stellen!“

„Werden Sie den Weltlauf mit dieser Ohren- und Herzenszartheit ändern?"

„Das vielleicht nicht, denn dieser Weltlauf wird jeden Tag verkehrter; aber — mein Gewissen retten, das —"

„Nun, so hat der Himmel Sie zu einer unglücklichen Stunde auf diese Expedition geführt!"

„Glauben Sie denn nicht, Freund Naumann, daß ich dies täglich fühle? Errathen Sie denn nicht, daß nur meine Liebe zu Ihnen mich auf diesem glühenden Roste der Dienstbeflissenheit festhält?"

„Aber, mein bester College, liege ich denn etwa auf Rosen? Trauen Sie mir nicht zu, daß auch ich ein Gewissen habe?"

„Nun, so begreife ich nicht, wie Sie —"

„Hier aushalten können, wollen Sie sagen. Weil wir denn gerade unter vier Augen sind, so sollen Sie die Ursache wissen; Ich traue mir zu, in meiner Stellung hier so manches Böse noch verhindern zu können, was ein Anderer wohl gar zu befördern suchte."

„Es mag Ihnen das bisher oft gelungen sein, aber künftig —"

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen. Doch — auch darauf bin ich gefaßt. Geht es zuletzt gar nicht mehr, so gehe ich!"

„Und was rathen Sie mir?"

„Benutzen Sie ein anderes passendes Unterkommen, sobald sich Ihnen eins dergleichen darbietet; denn Sie taugen nicht zum öfteren Zusammenstoß mit unserer Nr. 1; dazu gehört etwas mehr Geduld!"

„Würden Sie mir wohl rathen, ein Engagement beim Herrn Justizrath von Bose anzunehmen?"

„Da kämen zwei hitzige Leute zusammen —"

„Wenn er nicht nachtragend ist — vor der Hitze allein wäre mir nicht bange. — — Man fährt einmal zusammen, und versöhnt sich wieder!"

„Halt, Freundchen! auf der Expedition geht es mit dem „sich wieder Versöhnen" zwischen Diener und Prinzipal selten so rasch und so erfreulich, wie unter Liebesleuten! — Gleichwohl, wenn der Herr Justizrath Ihnen das Engagement selbst angeboten hat —"

„Das that er vor drei Wochen wirklich; ich bin aber bisher immer unschlüssig geblieben —"

„Ueberlegen Sie sich die Sache noch einmal, und dann thun Sie, was Ihnen gut scheint. Ich hoffe, es werde Ihnen dort gut gehen, und Niemand kann das herzlicher wünschen, als ich!"

Die beiden Männer reichten sich die Hand.

„Das muß wahr sein —" begann der ältere wieder nach einer längeren Pause, während welcher beide still fortgearbeitet hatten — „der Herr Justizrath von Bose ist ein ganz ausgezeichneter Arbeiter, und

wenn Sie das Glück haben, sein Privat-Secretair zu werden —"

„— so giebt es dort für mich noch mancherlei zu lernen. — Nicht wahr, das wollten Sie sagen?"

„Zunächst gerade nicht; doch auch in dem Punkte haben Sie recht. Ich wollte eigentlich sagen: ein so scharfsinniges Eindringen in die letzten Gründe der Wahrheit, wie es in dieses Mannes Arbeiten sich kund giebt, müsse Jedem die Mithülfe daran zum Vergnügen machen —"

„Das ist ein großes Lob."

„Aber er verdient dasselbe, denn an Geist, Kenntnissen und Ausdauer ist ihm Niemand überlegen."

„Wie steht er wohl mit dem Statthalter."

„Vor der Hand auf Hofmanier; der Kriegsfuß wird aber nachfolgen, oder ich müßte ein schlechter Prophet sein. Und eben deshalb ist mein Rath, daß Sie die beabsichtigte Veränderung, wenn sie noch wirklich Platz ergreifen soll, recht bald vornehmen; denn der Horizont könnte vielleicht trübe werden, und sollte auch nur unsere Nr. 1 der Wettermacher sein."

„Ich danke für den guten Rath. Denn — offen gestanden — ich selbst traue Herrn Paulitzky nicht viel Gutes zu."

„Wer ihn näher kennt, der nimmt sich vor ihm in Acht."

Die beiden Secretaire arbeiteten jetzt abermals

eine geraume Zeit hindurch ohne Unterbrechung neben einander fort.

Erst der Wiedereintritt von Paulitzky brachte eine Aenderung hervor.

„Ist Ihr Bericht zu Ende?“ Auf diese Frage reichte der zweite Secretair sein Concept dem gestrengen Herrn Collegen hin.

Dieser las ein wenig darin, und sagte dann: „Also haben Sie doch von dem verdammten Actenstück nicht ganz schweigen können?“

„Ich dachte an meinen Diensteid!“

„Aber der Herr Statthalter —“

„Er kann mich von meinem Eid nicht dispensiren —“

„Schweigen Sie, oder Sie machen sich unglücklich!“

„Nun wohl, ich schweige; denn mein Bericht wird schon reden.“

„Dagegen gibt es Federstriche u. s. w.“

„Solche — Verbesserungen müßte ich höflichst verbitten.“

„Sie haben gar Nichts zu verbitten, sondern zu gehorchen —“

„Die Zeit des Redens wird schon auch einmal —“

„Ich glaube gar, Sie drohen?“

„Ihnen durchaus nicht. Ueberhaupt — wir wollen uns nicht erhitzen!“

„Das läßt Sie Gott sprechen; denn außerdem —"

„Jetzt drohen Sie Ihrerseits — "

„Jenachdem."

„Nicht jenachdem. Wenn mir das Schweigen geboten ist, so soll man mir dieses Schweigen wenigstens durch ruhige Behandlung vergelten!"

Ein „böser Blick" von Paulitzky, der abermals das Zimmer verließ, war die Antwort auf diese etwas lebhaft gesprochene Entgegnung des zweiten Secretairs.

„Jetzt waren Sie der Hitzige," bemerkte der Secretair Jäger mit einem kleinen Lächeln auf der Lippe.

„Sie können Recht haben, aber der Bauernstolz des Paulitzky ist auch wirklich unerträglich."

„Niemand fühlt das stärker, als ich."

„Lassen Sie uns," sagte Naumann nach wenig Augenblicken, „für heute schweigen; ich bin jetzt nicht in der Stimmung, dieses Gespräch fortzusetzen."

Wir verlassen diese beiden Freunde, und wenden uns zu dem Chef derselben, dem Herrn Statthalter, Fürsten Egon von Fürstenberg.

In einem Zimmer, das viel zu reich decorirt war, um für ein Arbeitskabinet im eigentlichen Sinne gelten zu können, saß an einem Decembermorgen des Jahres 1698 ein ansehnlicher Herr in den mittleren funfziger Jahren, dessen zwar volles, aber bleiches Gesicht sehr deutliche Spuren eines schnell genossenen Lebens ent-

hielt, während zugleich ein schlauer Zug um den Mund, sammt den fest zusammengepreßten Lippen, diplomatische Routine und Zurückhaltung kund gab.

Der Fürst las eine vor ihm liegende Vorstellung, deren Inhalt ihm wohl mehrfach unangenehm sein mußte, da er wiederholt mit finsteren Blicken sich selbst in der Lectüre unterbrach.

Nachdem er die Vorlage gelesen, und einen Blick auf die, über seinem Schreibtische angebrachte Stutzuhr geworfen, setzte er eine auf dem Tische stehende Klingel in Bewegung, und frug den auf diesen Ruf eiligst herein tretenden Kammerdiener, ob Jemand anzumelden sei?

„Nur der Herr Hofrath Rudolph von Bünau wünscht Ew. Durchlaucht zu sprechen."

„Er mag sofort eintreten, aber der Wagen mag auch vorfahren."

Der Fürst erhob sich jetzt, und wendete sich nach der Thür, um den Angemeldeten zu empfangen.

„Mit Vergnügen, lieber Herr Hofrath, würde ich Ihre Mittheilungen in Empfang nehmen, wenn nicht dringende Geschäfte mich aus dem Hause riefen."

„Ich würde gar nicht gewagt haben, Ew. Durchlaucht zu stören, wenn ich nicht hätte hoffen dürfen, schon gestern Abend vorläufig angemeldet worden zu sein —"

„Wie meinen Sie das?"

„Der Herr Geheimerath von Hoymb hatte mir zugesagt, Ew. Durchlaucht mitzutheilen, daß ich vom Obersteuer=Collegium beauftragt worden sei, die nöthigen Erläuterungen über die neuerlich in Steuer=Justizsachen entstandenen Differenzen im Interesse des Revisionsrathes zu geben.“

„Ja, ich erinnere mich, er hat gestern davon gesprochen. Wenn aber Ihre Erläuterungen in demselben Sinne ausfallen sollten, in welchem der Herr Geheimerath sein Gutachten abgegeben, so würden dieselben wohl entbehrlich sein.“

„Ew. Durchlaucht werden gnädigst verzeihen — die Intention des Herrn Geheimeraths ist mir nicht näher bekannt, doch sagte derselbe ausdrücklich, daß meine Erläuterungen zum weiteren Verfahren in der Sache —“

„Der Herr Geheimerath ist etwas umständlich; ich finde ein weiteres Verfahren hier ganz entbehrlich, sobald darunter etwas Anderes verstanden werden soll, als eine Abweisung der sonderbaren Ansprüche des Obersteuer=Collegiums.“

„Auf eine solche Abweisung sind meine Erläuterungen allerdings nicht gerichtet —“

„Aber sie sollten darauf gerichtet sein, denn das Obersteuer=Collegium hat Gelder einzurechnen, nicht aber den Defensor der Contribuenten zu machen.“

„Ew. Durchlaucht werden mir die Bemerkung ver=

statten, daß meine Erläuterungen sich recht eigentlich auf diesen Punkt beziehen."

„Inwiefern?"

„Da so viele Contribuenten in mehr als einem Landestheile durch die Verfügungen des Revisionsrathes in Steuersachen sich verletzt erachteten, so verwies das Obersteuer-Collegium sie zur rechtlichen Ausführung ihrer Beschwerden. Sie holten daher rechtliche Gutachten bei den beiden Juristen-Facultäten zu Leipzig und Wittenberg ein, und gestützt auf das Ergebniß dieser Gutachten, glaubte das Obersteuer-Collegium dem Revisionsrathe weitere Vorstellungen in dieser Sache thun zu müssen. Eben hierauf beziehen sich meine Erläuterungen."

„Es wird genügen, Ihnen hierauf dasselbe zu erwiedern, was ich schon dem Herrn Geheimerrath von Hoymb gesagt: laut Decret vom 6. Dec. 1697, haben Se. Majestät den Revisionsrath ausdrücklich berechtigt, in Justizsachen aus seiner Mitte eine eigene Behörde zum Urtheilssprechen niederzusetzen —"

„Aber die Landesverfassung —"

„Wir haben uns lediglich nach dem königlichen Decrete zu richten; und da der Herr von Einsiedel, der Herr Hofrath von Zech, und der Geheimerath von Rumor die erwähnte Specialbehörde bilden, so kommt es lediglich auf deren Entscheidung an."

„Herr von Zech hat zwar bereits eine Andeutung

dieser Art an das Obersteuer-Collegium erlassen, allein da diese blos von ihm allein unterschrieben war, hat das Obersteuer-Collegium sich hieran nicht binden zu müssen geglaubt.“

„Mit Unrecht. Denn ein bloßer Formfehler kann leicht ergänzt werden, und ich werde auch für diese Ergänzung sorgen. Da ich übrigens hierdurch Ihre Zweifel für erledigt erachte, so werden Sie —“

„Wenn Ew. Durchlaucht befehlen, so muß ich freilich von dieser Sache abbrechen —“

„Allerdings; denn meine Zeit pressirt ohnedies.“

Hofrath von Bünau war nun wirklich genöthigt, sich zu entfernen, obwohl er recht gut wußte, daß die sogenannten „pressirenden Geschäfte“ des Herrn Statthalters nur darin bestanden, einen Besuch bei seiner intimen Freundin, der Gräfin von Reuß, abzulegen.

Wir verlassen beide Personen, um uns in die Wohnung des Herrn Hofraths von Zech zu begeben.

Dieses Mitglied des Revisionsraths war zwar ein vertrauter Freund und Berather des Statthalters, aber ebendarum auch ein sehr geplagter Mann. Der Herr von Zech hatte nämlich ausschließlich die Befähigung, den Revisionsrath als Rechtsgelehrter zu vertreten. Da nun die Streitigkeiten des Statthalters mit den einzelnen Landesbehörden von Tag zu Tage sich immer mehr verwickelten, und er gleichwohl

für seine Person ein sehr schlechter Jurist war, während ihm zugleich die Kenntniß der Landesverfassung abging, so mußte er sich fast ganz auf den Beistand verlassen, den Zech hierin ihm leistete; auf diesem also ruhete die stärkste Last der Geschäfte.

Wir finden den Herrn Hofrath mitten in einem für ihn selbst nicht vergnüglichen Selbstgespräch begriffen.

„Die Beschwerdeschriften nehmen gar kein Ende!“ — rief er, mit einem tiefen Seufzer halb laut vor sich hinmurmelnd, aus, indem er ein Schreiben des Bergamts zu Freiberg durchlas, welchem ein Gutachten des dortigen Bergschöppenstuhls beigelegt war — „jetzt kommen nun auch noch die Gruben-Gewerken, und wollen gegen angebliche „Zumuthungen des Revisionsraths“ geschützt sein! Freilich — so sehr Unrecht haben sie gerade nicht; aber es soll nun einmal viel Geld geschafft werden; da müssen wir es wider Willen mit Extrasteuern versuchen! Der Herr Statthalter sieht das für sehr leicht an; aber er brockt die Suppe ein, und ich muß sie aussessen!

„Und wenn die Extrasteuern nur noch viel helfen wollten!“ — fuhr er nach einiger Zeit fort; „aber — was hier einkommt, ist Bagatelle gegen das, was in Polen gebraucht wird. „Geld schicken!“ und immer wieder: „Geld schicken!“ — — von Warschau aus wissen sie gar nichts Anderes mehr nach Dresden zu

schreiben! Und zuletzt heißt es dann beständig: „der Landtag muß mehr schaffen!“ Also — ein neuer Landtag — in diesen sauern Apfel müssen wir nächstens beißen! Es läuft mir der Essig schon im ganzen Munde zusammen!“

Vielleicht hätte der Herr Hofrath dieses Selbstgespräch noch lange so fortgesetzt, denn an Stoff fehlte es nicht, vielmehr lagen ganze Berge von Eingaben, Erwiederungen u. s. w. noch unerledigt um ihn herum. Allein er wurde durch ein Billet der Gräfin von Reuß unterbrochen, welche ihn bat, heute Abend in Gesellschaft des Herrn Statthalters bei ihr zu Abend zu speisen.

„Das kostet mich fünf Stunden Zeit, und bringt mir nur Langeweile — aber, ich habe nun einmal die Ehre, für den Günstling des Herrn Statthalters zu gelten; fehlen darf ich also nicht!“

Wir müssen es dem Hofrath von Zech zur Ehre nachsagen, daß er als ein fleißiger Arbeiter gern haushälterisch mit seiner Zeit umging, und den gesellschaftlichen Zerstreuungen der Residenz gern auswich, sobald der gute Ton dies irgend zuließ.

Heute freilich mußte er seinen Abend opfern; er trennte sich daher schon halb sieben Uhr vom Schreibtisch, und wir folgen ihm in das Haus der Gräfin von Reuß.

An diesem Orte war der Statthalter ganz der

feine Weltmann, der er sein konnte, sobald ihm daran lag, zu gefallen; und auch Hofrath von Zech hatte zu viel Takt, um in diese Gesellschaft das Gesicht eines abgematteten Arbeiters mitzubringen.

Die Unterhaltung verweilte so eben bei einigen Anekdoten von Peter dem Großen von Rußland, welcher einige Monate vorher, im Juni 1698, in Dresden sich mehrere Tage aufgehalten.

„Merkwürdig bleibt es immer," ließ der mit anwesende Geheimerath von Hoymb sich vernehmen, „daß der Czaar seinem Ziele, Rußland zu einer bedeutenden Seemacht zu erheben, mit so großer Energie nachtrachtet. Er hat sich auf seiner Reise nach Holland im vorigen Jahre sehr gut instruirt, und wie man aus Warschau hört, treten die Nachwirkungen davon im Hafen von Asow am schwarzen Meere immer stärker hervor."

„Hätte ich es nicht gewußt," bemerkte hier die Gräfin von Reuß, „in dem holländischen Schiffer mit kurzer Jacke, fliegenden, spanischen Aermeln und engen Beinkleidern hätte ich den Regenten eines großen Staates wahrhaftig nicht vermuthet."

„Unsere Damen," erwiederte der Statthalter mit einem kleinen Lächeln, „mochten freilich an dieser Tracht eben so wenig Behagen finden, wie an dem glatt geschorenen Kopf des hohen Gastes; aber bekannt ist es

dennoch, daß er Glück genug bei den Damen zu machen pflegt."

„Die Tracht, in welcher er hier erschien, war ja nur eine Maske; er wollte incognito reisen, und ging als holländischer Schiffer einher, weil er aus Holland kam."

„Nicht blos," erwiederte auf diese Bemerkung des Hofraths von Zech die ihm gegenüber sitzende Frau von Racknitz — „weil er aus Holland kam, sondern weil er sich in die holländische Art und Weise ganz hineingelebt hatte, um dort ungestörter Alles um ihn herum beobachten zu können."

„Sehr wahr! Aber — es gehört etwas dazu, wirklich auf die Art incognito zu reisen, wie der Czaar; denn Frauenzimmer und Spitzenmanschetten darf man alsdann nicht im Uebermaaße bei sich führen. Aber zur Kenntniß der Landesbedürfnisse können solche Incognitoreisen allerdings sehr viel beitragen."

Der Herr, welcher diese Worte sprach, saß ziemlich weit unten an der Tafel; daher wurde oberhalb derselben ein reich besternter Herr von seinem Nachbar leise befragt, wer denn der Sprechende gewesen?

„Es ist unser Kriegsrath Kühlewein," lautete die Antwort.

„Wie kommt der in diesen Salon?"

„Man bedarf seiner."

„Wer denn?"

„Mein Gott! Die Frau Gräfin."

„Hat sie etwa Defecte in der Kriegszahlamtskasse gemacht?"

„Sie nicht; wohl aber ein junger Offizier, den sie protegirt."

„Da soll also der Kriegsrath aushelfen?"

„Ja, durch Nachsicht."

„Das wird sehr schwer halten. Kühlewein ist in solchen Fällen ein ungeleckter Bär."

„Je nun, wenn eine so schöne Dame die Mühe und Arbeit bei ihm übernimmt, so könnte es doch gelingen."

„Ist der Betrag hoch?"

„Fünf tausend Thaler."

„Eine Bagatelle."

„Wie man das nimmt."

„Die Frau Gräfin könnte ja aus ihrer eigenen Chatoulle —".

„Die Protektion ist wohlfeiler, und die neuen Moden aus Paris kosten einer solchen Dame so viel Geld —"

„Daß nicht einmal ein Ueberschuß für hübsche Hauptleute übrig bleibt."

Beide Sprechende lachten still vor sich hin, und wandten sich dann wieder der lauten Unterhaltung zu.

Man sprach die Hoffnung aus, bald Nachrichten von neuen Hoffesten in Warschau zu erhalten; man

tröstete sich für die jetzige Stille in der Residenz, mit der Aussicht, daß der König wenigstens zu Ende des Januar wieder in Dresden sein werde; man erzählte sich Stadt=Anekdötchen von mancherlei Art, und beschloß endlich die Tafelfreunden dadurch, das man sich zu den Kartentischen erhob.

Dahin der vornehmen Gesellschaft nachzufolgen, ist für uns unnöthig, denn wir wollten ja nur in wenigen, skizzirten Zügen ein kleines Bild von dem Leben des Statthalters liefern.

Der König hatte den Fürsten von Fürstenberg zum Statthalter in Sachsen gemacht, weil er eben keinen andern, als einen fürstlichen Stellvertreter sich wünschte; dann, weil August, als ein Neubekehrter, durch ein echten Katholiken sich vertreten lassen wollte, um den Jesuiten, deren Beistand ihm in Polen nöthig war, nicht etwa Anlaß zu Zweifeln an seiner Rechtgläubigkeit zu geben; und endlich, weil es vielleicht gefährlich gewesen sein würde, einen geistig ausgezeichneten Mann mit so großen Vorrechten auszustatten, oder wenigstens, weil gar viele sächsische Minister dies für gefährlich gehalten haben möchten.

Es war aber auch durch die erhaltenen Vollmachten dem Statthalter des Alleinregieren ziemlich bequem gemacht, sobald er nur nicht etwa mit Geldmangel sich entschuldigte, wenn neue Ducaten nach Warschau requirirt wurden. Und vor einem solchen

Staatsfehler hütete sich Fürstenberg sehr weislich. Vor der Aussicht auf den Landtag aber fürchtete er sich deshalb nicht, weil er die sächsische Verfassung noch viel zu wenig kannte, um ernstlichen Widerstand gegen die beschlossenen Neuerungen zu erwarten. Auch schützte ihn ja die Stelle in dem Königlichen Decret, wo es ausdrücklich hieß, die Statthalterschaft sei eingesetzt, um eingerissene Mißbräuche zu untersuchen und abzustellen, bei allen einlaufenden Sachen, und insonderheit bei dem Steuer-, Münz- und Postwesen, bei der Administration der Stadträthe u. s. f. bessere Einrichtungen zu treffen, alle schriftlichen Eingaben sowohl von der Steuer, als andern Behörden abzufordern, Räthe und andere Angestellte abzudanken, oder nach Anzeigung begangener Verbrechen zu verhaften, die an den König selbst gerichteten Appellationen anzunehmen, oder zu verwerfen, und überhaupt alle Handlungen des wirklichen Landesregiments zu vollziehen.

XIII.

Vater und Sohn.

(1698.)

Vor einem hübschen Hause am Neumarkte zu Dresden hielt in den Frühstunden des 12. Decbr. 1698, ehe noch die wirkliche Tages-Dämmerung angebrochen war, ein leichter Reisewagen, an dessen offenem Schlage zwei Bedienten mit Windlichtern standen. Ein anderer Bedienter hatte so eben einen feinen russischen Pelz auf den Wagensitz im Innern gelegt, und so wie dies in Ordnung gebracht war, nahete sich ein ansehnlicher alter Herr, um in dem Wagen Platz zu nehmen.

Seine Bedienung war ihm dabei behilflich, ohne daß dies eben erforderlich schien; denn er zeigte sich rüstig und behend. Als er sich zurecht gesetzt, rief er noch dem einen Bedienten zu: „Sage Er meinem Sohne, daß er nicht vor sieben Uhr Abends mich im Finanzhause erwarten möge," gab dann mit den Worten: „Halte Dich dazu, Johann, daß wir bei guter Zeit in

Meißen sind," das Zeichen zur Abfahrt, und rasch rollte der Wagen nach der Elbbrücke zu.

Der Insasse des Wagens war kein Anderer, als der Geheimerath Christian von Bose, der ältere, einer der wichtigsten Männer bei der damaligen sächsischen Regierung. Er fuhr nach Meißen, um dort eine Privat-Conferenz mit einigen adeligen Rittergutsbesitzern des meißner Kreises zu halten, welche die Absicht hatten, eine willkürliche Zusammenkunft der Landstände noch in den nächsten vier Wochen zu veranlassen. Der Regierung lag Alles daran, diesen auffallenden, durch die besondern Maßregeln des Revisionsrathes hervorgerufenen Schritt zu hintertreiben, und der Geheimerath von Bose hatte sich erboten, die Vermittelung zu unternehmen.

Auf die Gesinnungen, mit welchen er zu diesem Geschäft schritt, können wir aus den Worten schließen, durch welche er vor seiner Abfahrt ein Gespräch mit seinem Sohne beendigt hatte: „Ich will gar nicht leugnen, daß die Stände Grund genug haben, sich über den Revisionsrath zu beschweren, allein ich halte es für unklug, schon jetzt wieder eine willkürliche Zusammenkunft blos deshalb zu veranlassen; denn es liegt auf der Hand, daß der entgegenstehende Wille des Königs dieselbe erfolglos macht."

Wie scheiden jetzt vom Vater, und kehren in das Haus am Neumarkt zurück, um den Sohn aufzusuchen.

Wir finden ihn im zweiten Stock des Gebäudes in einem Zimmer, welches sofort als eine wirkliche Studierstube sich darstellte. Eine große Charte von Sachsen hing an der Wand; zahlreiche Bücher-Repositoria mit Acten, staatsrechtlichen Deductionen, historischen Büchern u. s. w. angefüllt, bildeten die übrige Wandtapete; an der einen Seite neben dem Fenster stand ein Stufenschrank, und über demselben hingen ein paar schöne Oelgemälde mit Darstellungen aus der sächsischen Geschichte.

Der Besitzer dieser wohlgeordneten Umgebungen, der Justizrath Karl von Bose, durchmusterte an seinem Schreibtisch so eben eine zahlreiche Sammlung von Briefen. Als der Bediente den uns bekannten Auftrag des Vaters an den Sohn bestellt hatte, empfing er durch den letztern den Befehl, heute Vormittag jeden fremden Besuch abzuweisen.

Karl von Bose hatte gute Ursache, ungestört bleiben zu wollen. Es war ihm von mehreren landtagsfähigen Städten des Landes der Auftrag ertheilt worden, in ihrem Namen eine Beschwerdeschrift an den Landesherrn auszuarbeiten, worin besonders die gedrückte Lage des Handwerks- und Bürgerstandes in den kleineren Städten nachdrücklich hervorgehoben werden sollte. Aus allen Theilen des Landes hatte er hierzu Beiträge von achtbaren Männern empfangen, und jetzt eben war er

mit der Ausarbeitung des Haupttheiles dieser wichtigen Schrift beschäftigt.

Mit einem durchdringenden, feinen Verstande vereinigte sich in Karl von Bose eine warme Vaterlandsliebe, ein lebhaft empfindendes, für alles Gute, Wahre und Schöne sich leicht begeisterndes Herz, und das unablässige Bestreben, die von dem Jünglingsalter an erworbene seltene Kenntniß der vaterländischen Zustände so entschieden und wahrhaft practisch, wie möglich, zum Gesammtwohl des Vaterlandes zu verwenden.

Er war jetzt ein mittlerer Dreißiger, und hatte seit sechs Jahren in seiner Function als Justizrath reichliche Gelegenheit gefunden, die mancherlei Krebsschäden, welche Sachsens inneres Wohl damals benagten, mehrfach kennen zu lernen. Sein Vater, den der lange Staatsdienst kalt, streng und schlau gemacht, und der nicht selten über des Sohnes heißes Herz sich kleine Spöttereien erlaubte, bewies gleichwohl gegen den durchaus ehrenhaften Charakter und eisernen Fleiß desselben außerordentlich viel Achtung, und bat ihn nur beständig, sich beim Tadel von Regierungsmaßregeln ja zu mäßigen, damit er sich nicht die ganze Carrière im Staatsdienst verderbe.

Wirklich hatte auch der Sohn nach und nach dem Vater sehr viel Selbstbeherrschung abgelernt, und von flüchtigen Beobachtern wurde er oft deshalb für kaltherzig gehalten, weil er schweigsam zu sein vermochte,

um seine Pläne für die Zukunft nicht im Voraus zu verrathen. Im vertrauteren Kreise aber floß das Herz desto lebhafter über, und dann durchzuckte gar oft das Wetterleuchten eines scharfen Spottes seinen beredtsamen Vortrag.

Er hatte aus der durchmusterten Sammlung von Briefen eine ziemliche Anzahl sich zurecht gelegt, und begann jetzt die Ausarbeitung. Lebhaft flog die Feder über das Papier; schnell durchblickte das feurige, blaue Auge die vor ihm liegenden Papiere, so oft er einen Beleg citiren wollte, und wenn er eine Pause machte, fiel gar oft sein Auge auf das Portrait des unvergeßlichen Landesfürsten, Churfürst August, des Bruders von Moritz, unmittelbar über seinem Schreibtisch.

Eine Stunde wenigstens mochte so vergangen sein; schon wurde es tageshell; der Justizrath löschte daher die Wachslichter auf dem Kronleuchter aus, zog die Rouleaux an den Fenstern empor, und ging ein paar Mal lebhaft in der Stube auf und ab.

„Darf ich stören?“ — rief auf einmal eine zarte Frauenstimme zur Thür herein, und ein wunderschönes Mädchen von höchstens zwanzig Jahren trat über die Schwelle.

Es war dies des Justizraths jüngste Schwester, Louise von Bose. Das tiefblaue Auge der graziösen Brunette übte über Jeden, der sie sah, einen wunderbaren Zauber aus; nicht blos, weil es ein schö-

nes, feuriges Auge war, sondern namentlich auch, weil ein Geist von ungewöhnlicher, fast männlicher Kraft daraus hervorleuchtete. Louise war der Liebling ihres Bruders, aber auch zugleich das Herzblatt ihres Vaters. Sie hing ihrerseits an ihrem Karl mit der ganzen Schwärmerei eines jugendlichen Herzens, gleichzeitig aber war sie die einzige in der Familie, welche Alles über den wortkargen Vater vermochte. Wenn niemals eine lange dauernde Verstimmung zwischen Vater und Sohn aufkommen konnte, so verschieden auch beide waren, so mußte das vorzugsweise ihrem Einflusse zugeschrieben werden.

„Darf ich stören?“ — so rief das liebliche Mädchen noch einmal, und bot dem Bruder den blühenden Rosenmund freundlich zum Morgengruße dar.

„So komm doch in Gottes Namen, Louischen,“ entgegnete Karl, indem er sie herzlich küßte; „du weißt ja, daß du mir immer willkommen bist!“

„Auch, wenn alle Besuche abgewiesen werden sollen?“

„Es war nur von fremden Besuchern die Rede, und zu denen —“

„Nun freilich zu denen gehört Deine Louise nicht mit; denn wer täglich drei- bis viermal sich in Deiner Studierstube einquartiert, kann hier durchaus nicht fremd sein!“

Der Bruder vergalt diese schalkhaften Worte, die

er offenbar recht gern hörte, durch einen stillen Händedruck.

„Aber was will denn mein Schwesterlein eigentlich?“ fuhr er dann fort.

„Was ich will?“

„Nun ja, ich sehe Dir ja schon an den Augen an, daß Du etwas „Großes“ auf dem Herzen hast! Drücke die Pistole nur los; so viel Zeit muß ich schon übrig haben.“

„Es ist ein Brief von Rudolph, über den ich mit Dir sprechen wollte.“

„Ich errathe schon; Freund Bünau hat wieder einmal seinen hypochondrischen Grillen freien Lauf gelassen, und da ist denn Louischen gehörig darüber erschrocken, daß der Herr Gemahl in Hoffnung so thut, als wollte er der falschen Welt in wenig Stunden Valet geben.“

„Ach, spotte nur!“

„Nicht doch, Louischen, so böse meine ich es nicht. Doch, ich glaube gar, es steht Dir schon ein Thränchen im Auge? Nun, da müssen wir doch dazu thun, und dem garstigen Hofrath, der sich an dem alten, staubigen Actentische ganz hypochondrisch schreibt, recht tüchtig den Text lesen! — Nicht wahr?“

„Ach nein, du könntest ihn vielleicht auch mit Spott kuriren wollen, und er ist kein so geduldiger Patient, wie ich!“

„Ja, ich glaube Dir's, mein Kind; denn sonst müßte ein einziger Kuß von Dir ihn so radikal curiren, daß es mit aller Hypochondrie vorbei wäre."

„Wenn das Jemand hörte!" —

„Wäre denn das ein Unglück? Du und ich, wir betrachten nun einmal unsern Freund Bünau als Deinen künftigen Bräutigam; er selbst arbeitet mit allem Eifer auf dieses Ziel hin, und —"

„Der Vater —"

„Nun, der Vater ist ein alter Herr, den ein gewisses Louischen überall hinführt, wohin sie ihn haben will! Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn dieses Verlöbniß noch lange sollte auf sich warten lassen!"

„Wieder ein Phantasiegemälde in des Herrn Justizraths Manier —"

„Aber seine Fräulein Schwester geruheten schon längst, das Original in ihrer Manier zu liefern."

„Du hast heute eine prächtige Laune! Wäre ich doch ein armer Bittsteller aus dem Erzgebirge, ich wollte dich ganz tüchtig herumnehmen!"

„Ach, lieber Gott! da machst Du mich gleich ernsthaft! Eben hier" — er wies auf alle Acten — „sind solche Bittsteller in ganzen Reihen aufmarschirt."

„Gut, daß ich das weiß; sie sollen nicht eine Minute länger auf Deinen Definitivbescheid warten!"

„Wie gelehrt, und wie justizmäßig!"

„Das macht der großartige Dunstkreis in Deiner Studierstube!"

„Sieh da, wie hübsch Du spotten kannst; und doch heißt es immer, ich sei der arge Spötter, der an einem gewissen, unschuldigen Taubenherzen sich fast täglich versündige!"

„Ich muß nur gehen; denn das Wortgefecht beginnt von Neuem, und die Clienten aus dem Erzgebirge — Adieu, lieber Bruder! Aber, nicht wahr, Rudolph —"

„Sei unbesorgt! heute Nachmittag empfängst Du Nachricht."

Damit entfernte sich Louise, und der Bruder blickte ihr mehrere Minuten lang mit herzlicher Liebe nach.

„Sie ist ein Engel; und dem Herrn Rudolph — ich werde ihn lieber gleich zum Hofmedicus schicken; der sagt ohnedies immer, man müsse die Hypochondrie durch Wiener Tränkchen curiren!"

Der Justizrath setzte sich wieder an seine Arbeit, und bald befand er sich von Neuem in dem vollsten Zuge.

Aber noch mehrmals im Laufe des Tages wurde er unterbrochen, und kaum gewann er so viel Zeit, auf einem Spaziergange, nach der Mittagstafel, seines Freundes Bünau, desselben, dem wir schon früher beim Herrn Statthalter begegneten, auf eine halbe Stunde habhaft zu werden. Seiner geistigen Uebergewalt über

den gewissenhaften Arbeiter sich bewußt, setzte er ihm in Scherz und Ernst so lebhaft zu, daß Bünau sogar das Attentat wagte, heute die Nachmittagssession zu versäumen, weil der Justizrath ihm haarscharf bewies, daß es seine Pflicht sei, trotz des frischen Wintertages heute nach Loschwitz spazieren zu reiten, und die Steuer-Justiz-Acten einige Stunden lang unangerührt zu lassen.

Die tröstliche Nachricht von diesem „Siege der Justiz über die Steuer," wie Karl sich spaßhaft ausdrückte, war ganz geeignet, die arme Louise zu trösten, und ein herzlicher Kuß lohnte den Bruder für diesen Liebesdienst.

Bis gegen Abend nach sechs Uhr hatte der Justizrath abermals gearbeitet: dann machte er sich fertig, die Zurückkunft des Vaters im Finanzhause zu erwarten.

Er fand den Geheimenrath, als dieser eintraf, um Vieles heitrer gestimmt, als er erwartet hatte: es war demselben wirklich gelungen, die ritterschaftlichen Landtagsmänner auf andere Gesinnungen zu bringen; die außerordentliche Zusammenkunft sollte ganz unterbleiben.

„August von Schönberg war mein Secundant," erzählte der Geheimerath seinem Sohne; „aber Etwas habe ich doch versprechen müssen: Karl von Carlowitz und Friedrich von Osthausen verlangen für nächsten Donnerstag eine Privat-Audienz

beim Statthalter, und ich soll dort ihren Begleiter abgeben. So viel, als es gehen wollte, habe ich mich dagegen gewehrt; aber man ließ mir keine Ruhe, und selbst Schönberg fand diesen Versuch unerläßlich."

„Gott gebe seinen Segen dazu!"

„Ich würde Deinen Worten vollkommen beistimmen, lieber Sohn, wenn ich nicht den Statthalter zu genau erforscht hätte, um hier etwas Ersprießliches hoffen zu dürfen. Ueberdies, Osthausen ist ein wenig hitzig, und das könnte Alles verderben!"

„So bringen Sie es doch dahin, daß Carlowitz das Wort bei der Audienz führt." —

„Ich wollte Osthausen nicht gern beleidigen. Gleichwohl —"

„Wenn Sie geneigt sind, mir dies zu überlassen, so will ich an Osthausen deshalb schreiben. Er hat so viel Freundschaft für mich, daß ich hoffe —"

„Du thust mir und der guten Sache einen großen Gefallen, wenn Du Dein Heil versuchst; aber — ja ganz piano; denn es ist kein Mensch so reizbar, als Osthausen, wenn es sich um eine Ehrensache handelt."

„Wagen gewinnt; ich muß doch auch einmal zeigen, daß ich der Sohn eines guten Diplomaten bin! Uebrigens — mir kommt da ein Gedanke in den Kopf: Wie wäre es, wenn ich morgen nach Großenhayn führe, um mit Osthausen persönlich zu sprechen; wie, wenn ich den Hofrath Rudolph von Bünau, seinen

vertrautesten Jugendfreund, als Beistand mit mir nähme?"

„Sollte Bünau —"

„O, der muß mit hinüber, dafür will ich schon sorgen —"

„Nun, wenn Du Dir guten Erfolg versprichst — mir wäre das sehr lieb. Aber — es ist schon Abends acht Uhr, und morgen willst Du reisen —"

„Wenn Sie mir für heute und morgen die Equipage abtreten, so fahre ich auf der Stelle zu Bünau, um Alles zu arrangiren —"

„Wirst Du ihn aber auch zu Hause treffen?"

„Mir ist gar nicht bange; Rudolph ist viel zu hypochondrisch, um ein Nachtschwärmer zu sein. Uebrigens erscheint mir jetzt die ganze Angelegenheit als eine wahre Ehrensache, und Karl von Bose ist der Mann nicht, der vor einer Ehrensache das Hasenpanier ergreift."

Mit diesen Worten verschwand der Justizrath, und warf sich in seines Vaters Wagen, um sein Werk zu beginnen; der Vater aber blickte ihm mit großer Lebhaftigkeit nach, und sagte eben so lebhaft, wenn auch nur halblaut: „Ganz, wie seine selige Mutter!"

Als Louise später aus des Vaters Munde vernahm, was Karl morgen vorhabe, hatte sie sofort eine Ahnung, ihr Bruder habe sich Bünau's Gesellschaft auch um ihrer Angelegenheit willen zu verschaffen gesucht; al-

lein sie hütete sich klüglich, dem strengen Vater von diesem „Geheimniß" etwas merken zu lassen, und vertrauete vielmehr ganz auf des Justizraths Umsicht, da von diesem bestimmt zu erwarten war, er werde ohne allen Lärm in ihrem Interesse so thätig sein, als nur immer die Umstände ihm verstatten dürften: eine Vermuthung, in der sie sich auch gar nicht betrog.

XIV.

Der Diener seines Herrn.

(1699.)

Die am Schlusse des vorigen Kapitels erwähnte Privataudienz der beiden Deputirten Carlowitz und Osthausen hatte, wie der Geheime Rath von Bose sehr richtig im Voraus vermuthete, kein anderes Resultat herbei geführt, als den Bescheid des Statthalters, daß er an seine Instruction gebunden sei, und durchaus keine Beschwerden Einzelner annehmen könne; daß aber, da **1699** ohnedies wieder, der Steuerangelegenheiten wegen, ein Landtag zusammengerufen werden müsse, er der Ritterschaft es überlassen wolle, ob sie für rathsam erachte, alsdann in ihrer Gesammtheit die angeblichen Beschwerden zu erneuern. Er entließ damals die beiden Deputirten mit den Worten:

„Viel helfen wird es ihnen nicht, meine Herrn, so feindlich gegen den Willen des Königs aufzutreten;

denn er ist nicht der Mann, der sich in Furcht jagen läßt; schaden aber dürfte Ihnen Ihr Widerstreben jedenfalls."

Carlowitz, welcher, der Abrede gemäß, bei der Audienz das Wort geführt, gab hierauf blos die Antwort:

„Wir werden hierbei jedenfalls thun, was unser Gewissen und die beschworene Landesverfassung uns vorschreiben;" Osthausen aber konnte nicht unterlassen, noch die Bemerkung hinzuzufügen:

„In Jahr und Tag wird es sich vielleicht fragen, ob Ew. Durchlaucht nicht selbst wünschen möchten, uns einen tröstlicheren Bescheid gegeben zu haben," was ihm einen sehr ungnädigen Blick vom Statthalter zuzog, weil dieser nicht ganz ohne Grund eine versteckte Drohung darin erblickte.

Der Geheimerath von Bose war unter diesen Umständen um so froher, daß nicht Osthausen, sondern der weit ruhigere Carlowitz den Sprecher gemacht hatte; und da ihm sein Sohn absichtlich nicht verschwiegen hatte, daß Osthausen blos durch die Vorstellungen seines Freundes Bünau dazu bewogen worden, sein Spreeramt an Carlowitz abzutreten, so hatte er sich seit dieser Zeit besonders freundlich gegen Bünau bewiesen, demselben beim Statthalter oft das Wort geredet, und seines Sohnes täglichen Verkehr mit dem Hofrath gar nicht ungern gesehen.

Louise schöpfte aus diesem Verhältniß natürlich die besten Hoffnungen für des Vaters künftige Einwilligung in ihr Liebesglück; und ihr Bruder bestärkte sie selbst darin, da er mehr als einmal wiederholte:

„Ich erlebe es noch, daß der Vater Dein eigener Freiwerber wird, d. h., daß er dem Hofrath auf halbem Wege entgegen kommt, sobald der nur den rechten Zeitpunkt zu benutzen weiß!"

Die Vorstellung des Justizraths zum Besten der sächsischen Städte, war, da der Verfasser ihr vorsichtiger Weise nicht die äußere Form einer Beschwerdeschrift gegeben hatte, von dem Statthalter selbst, trotz einiges Kopfschüttelns, unbedenklich an den König abgesendet worden; denn Fürstenberg wollte sich nicht gern den alten Bose dadurch zum Feind machen, daß er eine von dessen Sohn gefertigte Staatsschrift ohne Weiteres bei Seite legte: allein die von Warschau aus darauf ertheilte Antwort sagte wenig oder gar nichts, da der König blos erklären ließ, er wolle die weitere Entscheidung sich vorbehalten.

Die städtischen Deputirten waren natürlich hiermit eben so wenig zufrieden, als der Adel mit dem Benehmen des Statthalters gegen Carlowitz und Osthausen; und da zu Anfang des Jahres 1699 Privatbriefe von Dresden aus wiederholt nach Warschau gemeldet hatten, daß man in ganz Sachsen mit dem Benehmen des Königs höchst unzufrieden sei, so fand letzterer sich be-

wogen, noch ehe er selbst wieder in Dresden erschien, einen Vermittler vorauszusenden.

Der alte Vertraute und Reisegefährte des Königs, der Kammerherr Friedrich Vitzthum von Eckstädt, bekam den Auftrag, diese Vermittlerrolle zu übernehmen, und als eifriger Diener seines Herrn belud er sich sehr gern mit derselben, so undankbar sie auch zu sein schien.

Obwohl der König beschlossen hatte, nicht eher, als im August 1699 wieder nach Dresden zu kommen, so fand man es doch angemessen, Vitzthum schon im Juni dahin abzusenden. Letzterer that jedoch mit seinem eigentlichen Auftrage ganz geheim, und stellte sich, als hätten ihn nur Privatangelegenheiten nach der sächsischen Residenz geführt.

Seine Absicht dabei war, das Terrain erst selbst ein wenig zu erforschen, ehe er etwas unternähme; und nur erst, nachdem er sich überzeugt, daß es hohe Zeit sei, die Stände auf freundlichere Gesinnungen hinzuleiten, beschloß er, einige nähere Schritte zu thun.

Er begann damit, die beiden Deputirten, Carlowitz und Osthausen zu sondiren; diese zeigten sich jedoch sehr einsylbig und verschlossen; denn sie waren Willens, vor Eröffnung des neuen Landtags, welcher spätestens im September 1699 beginnen sollte, gar nichts weiter zu unternehmen.

Vitzthum wendete sich nun an den älteren Bose;

dieser jedoch, der es nicht gern mit dem Statthalter verderben wollte, bat ihn, lieber seinen Sohn, den Justizrath, in sein Vertrauen zu ziehen.

Einem andern, als dem Kammerherrn, würde dies kaum gelungen sein, denn der Justizrath war der Mann nicht, dem an Hofgunst etwas gelegen hätte: allein Vitzthum benahm sich viel zu fein, als daß ihm sein Versuch hätte ganz verunglücken können.

Er sagte dem Justizrath vor Allem viel Verbindliches über seine Vorstellung zum Besten der Städte, bemerkte, daß er selbst die Ehre gehabt, mit dem König über diese Schrift zu sprechen, wobei der Monarch den Absichten und Fähigkeiten des Concipienten alle mögliche Anerkennung habe widerfahren lassen, und schloß mit der Bitte, der Justizrath möge einige Herren der Ritterschaft zu einer Conferenz einladen, in welcher man sich dann gleichzeitig sowohl über die Beschwerden des Adels, als über die Wünsche der Städte besprechen wolle.

Es war für den Justizrath fast unmöglich, diesen Vorschlag abzulehnen. Zwar äußerte er einige Zweifel über den Erfolg, allein Vitzthum stellte nun schon den bloßen Versuch als eine Pflicht dar, und das hieß, einen so eifrigen Patrioten an seiner empfindlichsten Seite fassen. Die Conferenz ward also zugesagt, und auf den 1. Juli 1699 angesetzt.

Eingeladen waren hierzu auf des Justizraths Ver-

anlassung außer den uns schon bekannten Herren: Karl von Carlowitz, Friedrich von Osthausen, August von Schönberg und Rudolph von Bünau, noch, des städtischen Interesses wegen: der Bürgermeister Dornblüth von Dresden, der Stadtrichter Baudiß von Leipzig, und der Syndikus Hartwig von Freiberg; den Vorsitz aber hatte Vitzthum, um als Vermittler desto freier dazustehen, unserem Justizrath Bose übertragen.

Die Verhandlungen wurden nach Verlesung einer Schrift von Carlowitz, und der schon erwähnten Vorstellung von Bose, ziemlich lebhaft; allein zu einem wirklichen Resultate konnte man sich deshalb nicht vereinigen, weil Vitzthum außer Stande war, Zusagen und Versprechungen zu ertheilen: nur so viel erlangte er, daß man versprach, den bevorstehenden Landtag ganz auf gewöhnliche Weise von Seiten der Stände beginnen zu lassen, wogegen Vitzthum erklärte, der König werde aus der Landtagsproposition jede für die Stände empfindliche Aeußerung weglassen.

Am meisten fühlte Vitzthum, welcher ein enthusiastischer Verehrer des Königs war, sich dadurch gekränkt, daß der Syndikus Hartwig sowohl, als Friedrich von Osthausen sich ziemlich scharf über die Unmöglichkeit geäußert hatten, den König zu „Unterdrückung verderblicher Leidenschaften" zu bewegen, worunter sie ohne Zweifel das Maitressen-Regiment verstanden.

Als daher die Conferenz geschlossen war, und nur einige von den erwähnten Herren noch zusammen blieben, um unter sich manches blos oberflächlich Berührte noch näher zu besprechen, fand Vitzthum sich veranlaßt, für diesen vertrauteren Kreis folgende Erzählung zum Besten zu geben:

„Sie Alle, meine Herren, werden wissen, daß ich als Reisebegleiter des Königs mich mit demselben im Jahre **1689** in Italien befand. Sie werden mir erlauben, Ihnen einen Vorfall zu erzählen, der damals unserem König in Siena begegnete; einen Vorfall, welcher deutlich beweis't, daß Se. Majestät schon damals, als ein sehr junger Prinz, die Fähigkeit, heftige Leidenschaften zu unterdrücken, wirklich besaß; so daß es also höchst unrecht ist, ihm die Kraft dazu selbst jetzt noch immer abzusprechen.

„Ein Abbé, den er in Florenz kennen gelernt, hatte ihm viel von der außerordentlichen Schönheit einer nahen Anverwandtin erzählt, welche sich in Siena aufhalte, und sich dabei geäußert, der Prinz solle diese junge Dame ganz gewiß zu sehen bekommen, wenn er Siena mit seinem Besuche beehre. Als wir daher in Siena anlangten, verabsäumte der Prinz nicht, den Abbé aufzusuchen, und ihn um Erfüllung seines Versprechens zu bitten.

„Der Geistliche hielt Wort: der Prinz bekam das schöne Mädchen noch an demselben Tage in einer der

Kirchen zu sehen, wo sie eine Abendmesse hörte. Allein nun ward auch ein Rendezvous gewünscht; und zu diesem machte der Geistliche nur dann Hoffnung, wenn der Prinz sich entschließen wollte, die Mutter des Mädchens durch eine bedeutende Geldsumme zu gewinnen. Auch hierzu erklärte der Prinz sich bereit. Der Abbé begab sich zu der Mutter, und brachte nach kurzer Zeit die Nachricht von da zurück, das Mädchen solle den Wünschen des Prinzen überlassen werden, wenn er sich die Erlaubniß dazu von der Mutter durch hundert Stück Louisd'or erkaufe. Verliebt, wie der Prinz war, willigte er sofort ein. Indessen, ein unerwartetes Hinderniß erwuchs auf einmal aus der ernstlichen Weigerung des Mädchens. Einerseits empörte sich ihr Gefühl gegen die Entehrung, andrerseits aber bewirkte auch ihre innige Liebe zu einem jungen Manne, mit welchem sie sich bereits im Stillen verlobt hatte, daß sie den Antrag der Mutter mit Abscheu verwarf. Allein die Mutter blieb, trotz aller Thränen und flehendlichen Bitten der Tochter, fest bei dem stehen, was der Geiz ihr anrieth; ja, sie schwur sogar, wenn die Tochter sich nicht fügen wolle, so werde sie auf den eigenen Betrieb der Mutter in ein Kloster gesteckt werden.

„Das Mädchen erschrack vor dieser Aussicht; und um die Mutter zu beschwichtigen, stellte sie sich äußerlich so, als wollte sie jetzt wirklich in den Wunsch des

Prinzen sich ergeben. Im Geheimen jedoch hatte sie bereits einen andern Plan gefaßt.

„Da die Mutter die Verstellung ihrer Tochter für Wahrheit hielt, so ließ sie den Prinzen benachrichtigen, daß er am Ziele seiner Wünsche sei.

„Er erschien, und fand die Mutter äußerst zuvorkommend, die Tochter dagegen sehr schweigsam. Als Kenner schrieb der Prinz dieses Betragen des Mädchens der Zurückhaltung zu, welche ihr durch die Gegenwart der Mutter auferlegt werde. Er ließ sich also nicht irre machen, sondern brannte vor Begierde, das Betragen seiner Schönen sich ändern zu sehen, sobald sie miteinander unter vier Augen wären.

„Endlich entfernte sich die Mutter, und er glaubte nun seine Wünsche erfüllt zu sehen. Allein die Scene änderte sich. Das Mädchen warf sich ihm nämlich plötzlich zu Füßen, umfaßte seine Knie, und beschwor ihn mit den beweglichsten Worten, sie nicht unglücklich zu machen.

„„Haben Sie, mein Prinz,““ so sprach sie mit dem Nachdruck der Verzweiflung — „„Nachsicht und Mitleid mit einem Mädchen, welche sich niemals gegen Sie vergangen; geben Sie nicht zu, daß eine Unschuldige das traurige Opfer der schändlichsten Gewinnsucht werde! Allerdings, mein Prinz, bin ich jetzt in Ihrer Gewalt; nichts, als Ihre Großmuth kann mich retten; aber eben auf diese Großmuth glaube ich vertrauen zu

dürfen! Ueben Sie eine Tugend, die Ihnen überall nachgerühmt wird, heute einmal an mir! Verschmähen Sie die Vortheile, welche Ihnen meine Mutter zu meiner Schande eingeräumt!““

„Der Prinz war tief gerührt, und hob das in Thränen zerfließende Mädchen liebreich empor. „„Fürchten Sie nichts, mein Kind,““ sprach er mit lebhafter Stimme; „„ich verschmähe es, mich unedel einer Macht zu bedienen, welche durch eine entartete Mutter mir über Sie eingeräumt worden; ja, es ist vielmehr mein Entschluß, gegen diese Mutter selbst Sie zu beschützen! Sagen Sie mir ganz offen, was ich für Sie thun soll!““

„Auf das Innigste ergriffen von so viel Güte, warf sich das Mädchen von Neuem zu seinen Füßen; eine lange Zeit hindurch vermochte sie vor innerer Bewegung nicht zu sprechen. Als sie sich endlich etwas erholt hatte, bat sie der Prinz, ihr zu sagen, warum sie sich nicht dem Gebote widersetzt habe, mit ihm allein zu bleiben, da sie doch einmal entschlossen gewesen, nicht in sein Verlangen zu willigen? Sie erzählte ihm hierauf Alles, was zwischen ihr und der Mutter vorgegangen war, und verbarg ihm nicht, daß sie blos aus Furcht vor Mißhandlungen, und aus Bangigkeit vor der Aussicht, durch lebenslängliche Verbannung in das Kloster, ihres Geliebten sich auf immer beraubt zu sehen, den Entschluß gefaßt habe, ihrer Mutter wenigstens schein-

bar sich willfährig zu zeigen. „„Ich schmeichelte mir,"" — so schloß sie ihre Erzählung — „„mit der tröstenden Hoffnung, daß ein offenes Geständniß Sie, mein Prinz, rühren werde; und hätte ich, wider Erwarten, mit dieser Hoffnung mich betrogen, so war ich auch in diesem unglücklichen Falle über das Weitere mit mir einig. Dies hier —"" sie zog bei diesen Worten einen Dolch aus dem Busen — „„hätte ausgereicht, mir die Brust zu durchstoßen!""

„Die Rührung des Prinzen ging jetzt in staunende Bewunderung über; denn das Mädchen, das vor ihm stand, zählte nicht über siebenzehn Jahre.

„„Ich verehre Ihre Schönheit und bewundere Ihren Muth; gleichzeitig aber verlangt Ihre Tugend den Zoll meiner Ehrerbietung. Von ganzem Herzen freue ich mich, daß ich im Stande bin, zu Ihrem Glücke etwas beizutragen. Hier haben Sie meinen Handschlag: ich werde Ihre Mutter bewegen, daß sie in Ihre Verbindung mit dem Manne willigt, dem Sie ihr Herz geschenkt haben. Um Sie ganz von meiner Achtung zu überzeugen, setze ich Ihnen eine jährliche Pension von tausend Thalern für Ihre ganze Lebenszeit aus.""

„Voller Freude und Rührung über diese Großmuth, versicherte das Mädchen dem Prinzen, ihre Dankbarkeit und die ihres Geliebten werde unauslöschlich sein; der Prinz aber bat sie, ihre Mutter zu rufen, und ihn mit derselben allein zu lassen.

„Die alte Italienerin erschien. Nachdem der Prinz ihr lebhafte Vorwürfe über ihr gewaltthätiges Verfahren gemacht, sagte er ihr unverhohlen, er werde sein Versprechen, ihr hundert Louisd'or zu zahlen, nur in dem Falle erfüllen, wenn sie geneigt sei, in die Verheirathung ihrer Tochter einzuwilligen. Anfangs zauderte sie, ihre Genehmigung dazu auszusprechen; allein der Prinz erklärte sofort, sie müsse entweder einwilligen, oder erwarten, daß er dafür sorgen werde, sie ihrerseits zeitlebens in ein Kloster einsperren zu lassen, damit sie von ihrer Tochter ganz getrennt werde, und gleichzeitig empfinde, was die ihrer Tochter angedrohete Strafe zu bedeuten habe. Jetzt willigte die Alte ein. Der Geliebte des Mädchens ward sammt einem Notar sofort herbeigerufen, und der Heirathscontrakt für die jungen Leute ohne Säumen aufgesetzt und unterzeichnet; der Prinz aber zahlte der Mutter die hundert Louisd'or aus, und sicherte der Tochter die Erhebung des versprochenen Jahrgelds."

Vitzthum hatte gut erzählt; daher machte seine Mittheilung wirklich lebhaften Eindruck. Man war darüber einig, daß August so wie damals, auch wohl jetzt noch fähig sein werde, leidenschaftliche Wünsche seines Herzens einem höheren Gebote zum Opfer zu bringen: und in dieser Aussicht lag eine wesentliche Beruhigung für Alle, die sich genöthigt sahen, die Er-

füllung ihrer patriotischen Wünsche immer von Neuem nur auf die Zukunft zu stellen.

Mehr aber hatte Vitzthum mit seiner Sendung gar nicht erreichen wollen: der König sollte nur bei der Rückkehr nach Sachsen eine versöhnliche Gesinnung finden, damit ihm das Leben nicht schwer gemacht werde.

XV.

Drei Landtagsmänner.

(1699.)

Im August 1699 erschien der König versprochener Maaßen in Dresden; und zu Ende desselben Monats begann der neue Landtag. Gar manche patriotische Hoffnung war auf den Erfolg der jetzt beginnenden Verhandlungen gebaut; aber diese selbst entwickelten sich nur sehr langsam; und so kam es denn, daß gar manches hierher Gehörige lange zuvor privatim durchgesprochen wurde, ehe man im Landhause darüber zu verhandeln begann.

Wiederholte Privatgespräche dieser Art hielten im October desselben Jahres drei Männer, die eben selbst durch den Landtag veranlaßt waren, sich jetzt in Dresden aufzuhalten: die beiden, uns dem Namen nach schon bekannten ritterschaftlichen Deputirten: Carl von Carlowitz und Friedrich von Osthausen, sowie

ein uns noch unbekannter städtischer Deputirter, der Bürgermeister D. Christian Friedrich Möller aus Schneeberg.

Zufällig waren sie am Morgen des 6. Octobers 1699 auch in dieser Weise in Osthausens geräumigem Absteigequartier auf der großen Scheffelgasse versammelt, und das Gespräch fiel darauf, ob nicht irgend Jemand in der näheren Umgebung des Königs dazu vermocht werden könne, sich der Sache des bürgerlichen Mittelstandes noch kräftiger anzunehmen, als es auf dem Landtage durch die stadträthlichen Deputirten geschehen könne.

„So weit ich das Hofwesen kenne," bemerkte D. Möller, „so würden wir unser Ziel in dieser Hinsicht vielleicht am besten erreichen, wenn es uns gelänge, irgend eine von den Damen des Hofes für diese Angelegenheit zu interessiren."

„Ist das Ihr Ernst, Herr Bürgermeister?"

D. Möller gab auf diese von Osthausen gestellte Frage nur ein einfaches Ja! zur Antwort.

„Sie müssen diesen Damen ganz außerordentlich viel Verstand zutrauen."

„Gerade nur so viel, als wir bei der einen oder andern von ihnen doch gewiß finden werden."

„Ich zweifle."

„Ich nicht!"

„Ich, offen gestanden, auch nicht!" warf hier Car-

lowitz dazwischen, indem er einen lebhaften Blick auf D. Möller warf.

„Wirklich?"

Carlowitz erwiederte diese spöttische Frage von Osthausen nun ganz ernsthaft durch die Erklärung, daß D. Möllers Vorschlag jedenfalls sehr ernstliche Ueberlegung verdiene; „denn," fügte er hinzu, „ich müßte mich sehr irren, oder er ist ganz auf eine richtige Ansicht vom königlichen Hofe und von den innern Triebrädern desselben gestützt."

„Die liebenswürdigen „Triebräder" werden nicht säumen, sich lebhaft bei Dir zu bedanken," fuhr Osthausen fort zu spotten.

„Ei, darauf kommt es hier nicht an, sondern nur auf eine gute Auswahl von unserer Seite."

„Wir sollen also wohl das Contingent gleich mustern?"

„Allerdings, lieber Osthausen; und Du selbst kennst, obwohl Du Dich, Deiner unverwüstlichen Satyre zu Liebe, im gegenwärtigen Augenblick ein wenig anders stellst, doch Deinerseits die starken und schwachen Seiten dieses Contingents so gut, daß Du Dich ganz vortrefflich zum Muster-Inspector eignest."

D. Möller lachte von Herzen über diese neue Charge von Osthausen, der immer gern die Rolle eines Weiberfeindes spielte; allein dennoch freuete er sich sehr über die Art, wie sein Vorschlag durch Carlowitz aufgefaßt

ward; denn er wußte recht wohl, daß darin der einzige Weg lag, den Satyrikus Osthausen für die Sache so zu interessiren, daß dieser geneigt werde, seine nicht geringe Kenntniß des Hofes in der hier fraglichen Weise zum Besten einer guten Sache zu verwenden.

Daher fügte auch der Bürgermeister ganz ernsthaft hinzu, Carlowitz möge in Gottes Namen Vorschläge machen.

„Ich denke wohl," erwiederte Carlowitz mit seiner gewöhnlichen Ruhe, „wir müssen bei jedem Vorschlage dieser Art von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß unsere Augen nur auf Damen fallen dürfen, denen ernstlicher „sächsischer Patriotismus" mit gutem Gewissen zugetraut werden darf."

„Ja, da liegt eben der Haase im Pfeffer," gab Osthausen zur Antwort; „sächsische Hofdamen" und „sächsischer Patriotismus", das sind wirklich zwei ganz unvereinbare Größen!"

„Ach, laß nur; Dein Spott geht Dir nicht vom Herzen!"

„Auch ich glaube das, Herr von Osthausen; in Ihrem Innern denken Sie gewiß bei weitem vortheilhafter von der feinen Damenwelt, bei welcher Sie selbst ehedem Ihre erste Hofschule durchgemacht haben, ohne die Liebe für das Vaterland, und den guten Sinn für Wahrheit, Licht und Recht nur im Geringsten zu verlieren!"

Möller sagte dies so herzlich, daß Osthausen ihm mit einem stillen Händedruck für seine gute Meinung dankte.

„Jetzt aber, meine Herren," fuhr der Bürgermeister fort, und blickte dabei Carlowitz bedeutsam an — „wird es wohl Zeit, die Präliminarien abzubrechen, und zur Hauptsache zu kommen."

„Nun, so will ich denn zum Registriren schreiten," bemerkte Carlowitz, „jedoch nur mündlich, denn ein schriftliches Protokoll würde in dieser Angelegenheit zu ungalant erscheinen."

Möller nickte lächelnd mit dem Kopfe und Carlowitz begann seinen Spruch:

„Die Frau Kammerherrin Vitzthum von Eckstädt —"

„Verstand hat sie genug," bemerkte Osthausen, „aber sie liebt die Intrigue viel zu sehr, um einen geraden Weg gehen zu können, und wir kommen doch nur auf einem geraden Wege zum Ziel."

„Je nun, das fragte sich," warf D. Möller dazwischen; „denn wenn wir uns einmal an die Damenwelt wenden —"

„Jetzt wirft sich unser Freund Bürgermeister auch auf die satyrische Seite!" entgegnete Carlowitz lachend. „Doch —" fuhr er dann ernsthaft fort, „ganz Unrecht hat Osthausen nicht; die Frau Kammerherrin steht

wirklich im Rufe, sich gern mit Intriguen abzugeben. Also weiter im Texte:

„Frau Oberstallmeisterin von Thielau —"

„Die wäre ganz vortrefflich geeignet, denn Verstand hat sie sehr viel, auch besäße sie an ihrem Herrn Gemahl einen sehr guten Secundanten, wenn sie in unserer Sache ein solides Treffen liefern müßte; aber —"

„Nun, wo steckt denn der hinkende Bote?"

„Sie plaudert viel zu gern, als daß sie bei einem solchen Auftrage verschwiegen handeln könnte; und ohne Verschwiegenheit —"

Möller bestätigte durch eine bedeutsame Handbewegung seine Zustimmung zu Osthausens Zweifel.

„Also weiter," begann Carlowitz von Neuem:

„Die Frau von Racknitz —"

„Sollte diese —" warf Osthausen ein.

„Was denn?" erwiederte Carlowitz; „sollte sie geeignet sein? meinst Du; nun wahrhaftig, ich glaube mehr, als jede Andere, und ich ärgere mich über mich selbst, daß ihr Name mir nicht zuerst in den Sinn gekommen!"

„So viel ich die Frau von Racknitz kenne, muß ich Ihnen, lieber Carlowitz, völlig beistimmen. Sie ist eine Frau von dem vortrefflichsten Herzen und von dem schärfsten Verstand."

„Auch ich meinerseits zweifle durchaus nicht an ihrer Befähigung," gab Osthausen auf diese Bemer-

kung des Bürgermeisters zur Antwort; „ich wollte nur einen Zweifel darüber ausdrücken, ob die Frau von Racknitz nicht etwa viel zu friedliebend sei, um unsern Auftrag anzunehmen."

„Ach, laß das gut sein, Osthausen," entgegnete Carlowitz; „die Frau von Racknitz hat einen zu ausgezeichneten Verstand, als daß sie nicht die Wichtigkeit unserer Sache vollkommen einsehen sollte, und viel zu viel Patriotismus, als daß sie nicht eine Ehre darin finden würde, gerade in dieser Angelegenheit einmal etwas mehr zu wagen, als gewöhnliche Frauen unternehmen dürften."

„Wer macht ihr nun aber den Vorschlag dazu?" —

„Ei, das thut Carlowitz mit Vergnügen!" — erwiederte Osthausen auf diese Frage des Bürgermeisters.

„Osthausen hat nicht Unrecht," lautete die Gegenrede von Carlowitz, „doch glaube ich noch einen bessern Vorschlag thun zu können."

„Und der wäre?"

„Wenn unser Osthausen selbst sich entschlösse, die fragliche Bitte an die Frau von Racknitz zu bringen, so würde letztere gerade durch diesen Bittsteller am sichersten zur Erfüllung unseres Wunsches bewogen werden können."

„Inwiefern?"

„Unser Freund steht bei der Damenwelt ebenso,

wie anderwärts, in dem Rufe eines Weiberhassers: sobald er also der Frau von Racknitz gegenüber ein so besonderes Zutrauen auf deren Geist und Herz an den Tag legt, so wird sich dieselbe gerade hierdurch außerordentlich geschmeichelt fühlen, denn auch die geistreichste Frau bleibt doch immer — ein Weib; sie wird, um dieses schmeichelhafte Vertrauen bestens zu vergelten, alles Mögliche dafür thun, unser Anliegen zu befördern; es ist also höchst rathsam, daß Du, lieber Osthausen, den hier fraglichen Freundschaftsdienst uns und unserem Plane erzeigst."

„Herr von Carlowitz, ich mache Ihrer Menschenkenntniß mein tiefstes Compliment!"

D. Möller stand auf und verneigte sich scherzhaft vor seinem Freunde.

„Auch ich glaube, es ist am besten, wenn ich Dir den Willen thue!" — fügte Osthausen lächelnd hinzu.

„Nun gut also, so wäre die Sache in Ordnung! Agire klug, agire fein, und mache Dich dann auf einen Lorbeerkranz gefaßt, wie ihn so groß und schön ein sächsischer Patriot seit langer Zeit nicht erhalten hat!" — —

Wirklich wurde der gemachte Vorschlag, nach dessen Erörterung die drei Freunde ihre vertrauliche Berathung vorläufig schlossen, — in kurzer Zeit zum Vollzug gebracht.

Herr von Osthausen, welcher mit dem Herrn von

Racknitz von früher her befreundet war, gleichwohl aber seit mehreren Jahren das Haus desselben fast niemals besucht hatte, machte schon durch sein bloßes Erscheinen daselbst bei den Bewohnern desselben Aufsehen; noch mehr aber steigerte sich diese Verwunderung, als er, der Weiberfeind, ausdrücklich bei Frau von Racknitz zu einer besondern Besprechung sich anmelden ließ.

Als er nun mit der Gewandtheit, die ihm durchaus eigen war, wenn er gefallen wollte, seinen Wunsch vorgetragen und den freundlichen Beistand der Frau von Racknitz recht lebhaft sich erbeten hatte — wobei er nicht unterließ, entschieden hervor zu heben, daß nur seine Ueberzeugung von dem ausgezeichneten patriotischen Muthe der gnädigen Frau ausnahmsweise ihn habe bestimmen können, einen solchen ungewöhnlichen Schritt zu thun — so erklärte sich die schöne Frau mit einer Lebhaftigkeit, welche ihr Interesse an der Einladung deutlich kund gab, sofort bereit, die hier fragliche Angelegenheit bei dem Könige nachdrücklichst zu bevorworten; machte aber auch mit einer feinen Wendung, welche ihr Osthausens ganze Bewunderung erwarb, noch in dessen Gegenwart ihren Gemahl mit dem Wunsche der drei Freunde bekannt und wußte sich hierbei so zu halten, daß Herr von Racknitz, welcher ein sehr wackerer, biederer Mann und nebenbei in den Geist seiner Frau eben so verliebt war, wie in deren Schönheit, eine Ehrensache darin erblickte,

auch seinerseits in der fraglichen Angelegenheit thätig zu sein, sobald seine Hausehre, — wie er sich galant ausdrückte — die Güte gehabt haben werde, den ersten Schritt zu dem hierbei zu beginnenden Wettlauf der Vaterlandsliebe zu thun.

Bei dem Könige selbst legte Frau von Racknitz mit ihren Vorstellungen sehr große Ehre ein. Er hörte sie nicht nur weit geduldiger und freundlicher an, als irgend einen seiner Minister, sondern gab ihr auch den Bescheid, daß er gern bereit sei, etwa bei Gelegenheit einer Abendgesellschaft in ihrem Hause, wo er erscheinen werde, unsern drei Landtagsmännern eine Privataudienz zu bewilligen.

Frau von Racknitz war durch ihren Mann für diesen Fall schon dahin instruirt, zu äußern, daß dieser selbst die Anwesenheit des Königs für einen der nächsten Abende sich erbitten werde, und sah auch ihre Worte gnädigst aufgenommen.

Die Privataudienz fand eben sowohl statt, wie die Abendgesellschaft, und Herr von Racknitz hatte noch seinerseits den drei Landtagsmännern bei einem herbeigeführten Gespräche mit dem König bestens vorgearbeitet: allein alle diese Bemühungen scheiterten rücksichtlich der wirklichen Ausführung dessen, was dabei zum Vorschlag kam, doch zuletzt daran, daß es dem Könige gänzlich ungewohnt war, solchen Gegenständen nicht nur eine länger dauernde Auf-

merksamkeit zu schenken, sondern dieselben auch lebhaft gegen den Eigensinn der Minister und Räthe zu vertreten; zumal da diese den oft abgedroschenen, aber doch immer wieder von Neuem wirkenden Kunstgriff brauchten, dem Regenten die Befürchtung beizubringen, daß eine stärkere Begünstigung der Wünsche des Mittelstandes nicht ohne großen Verlust für die Staatseinkünfte Platz ergreifen könne. Denn freilich — den ungeheuern Aufwand der nächsten Umgebungen des Königs einzuschränken, einen weniger glänzenden Hofstaat gangbar zu machen und eine redlichere Kassenverwaltung bei den Departementsvorständen zu erwirken — das schien den Ministern eine Aufgabe, deren Lösung mit ihrer „ruhigen Stellung" sich durchaus nicht vertrüge; und sobald irgend Jemand diese Saite anschlug, war man sofort bemüht, des Königs persönliche Vorliebe für Glanz und Pracht als Hemmschuh gegen solche Neuerungen zu gebrauchen, was auch in der Regel vortrefflich gelang.

Nur den einzigen Vortheil hatten die drei Patrioten und deren Freunde von aller ihrer Mühe, daß ihre Wünsche eine Stelle in den Landtagsschriften erhielten.

XVI.

Herr Archimbald.

(1701—1704.)

Es wird Zeit, daß wir uns wieder einmal nach unsern alten Bekannten in Wolkenstein umsehen.

In dem Weberhause des Meister Apitzsch hatten sich seit den letzten fünf Jahren sehr viele Veränderungen zugetragen.

Wir finden das Haus selbst durch umfassende Ausbesserungen verschönert und mit einem lebhaften Anstrich versehen; Hausflur und Treppe sind lichter und freundlicher geworden und der Garten am Hause trägt die Spuren einer sehr gemüthlichen Pflege; auf der Spitze des Hügels, den er mit einschließt, erblicken wir ein nettes Gartenhäuschen; ein sorglich unterhaltener, lebendiger Zaun schützt das Ganze gegen äußere Störungen; und in dem schlanken Mädchen von neun Jahren, welches sich an einem Gartenbeete so eben einige

Blumen pflückt, erkennen wir kaum unser vierjähriges Lieschen wieder. Auch Lieschens Kleidung ist um Vieles wohlhäbiger geworden; und Rosamunde, die so eben aus dem Hause in den Garten tritt, zeigt eine eben so freundliche Miene, wie Meister Apitzsch, der in einem Winkel des Gartens Holz spaltet.

Woher kam nun diese gedeihliche Umgestaltung der früheren Noth? — Hatte vielleicht Herr Fabrikant Lindner in Annaberg die Arbeit des Meisters seit Kurzem doppelt und dreifach bezahlt? Hatte Apitzsch etwa einen „reichen Vetter aus Bremen" unvermuthet beerbt? Oder hatte sich für den armen Weber wohl gar ins Geheim ein unterirdischer Bergschatz aufgethan?

Nichts von dem Allen! — Herr Lindner zahlte Woche für Woche pünktlich, allein in der Regel ganz nach den alten Sätzen; Vettern und Basen hatte Apitzsch genug, aber nur solche, die noch ärmer waren, wie er selbst; und die unterirdischen Schätze, die möglicher Weise ganz in der Nähe seines Webstuhls lagen, wurden von den Berggeistern so streng bewacht, daß nicht ein Pröbchen davon sich auf die Oberwelt verirren konnte.

Nun also, wer war der Moses, der mit seinem Stabe Gold aus dem Felsen geschlagen und die Hütte der Armuth durch den Sonnenblick des Wohlstandes erleuchtet hatte? —

Wir sehen den Mann, der dies Alles bewirkt, so eben auf den Webermeister zugeschritten kommen.

Eine lange, hagere Figur, trotz der unverkennbaren Last der Sechziger-Jahre noch immer kräftig und munter, mit kurz geschorenem Haar und in einen langen, bis oben herauf zugeknöpften, grauen Rock gekleidet; viel Feuer in dem grau-blauen Auge und viel ernstes Nachdenken auf der hohen, gewölbten Stirn: — so stellte der alte Herr, der einen starken Spazierstock trug, auf welchem ein kleiner, stahlblanker, bergmännischer Spitzhammer glänzte, jedem Beschauer sich dar.

Das gewöhnliche Publikum in Wolkenstein nannte ihn „den langen Schweden", auch zuweilen „den Graurock"; bei den feineren Bürgern aber und im Weberhause selbst, hieß er stets „Herr Archimbald", und wirklich war er auch unter dem Namen „Archimbald Frey, aus Nystadt in Schweden," angemeldet worden.

Aber — wie kam der „lange Schwede" aus Nystadt nach Wolkenstein und wie in das Weberhaus?

Seine kurze, hier folgende Lebensgeschichte mag Antwort darauf ertheilen.

Archimbald hatte seine Laufbahn als Volontair auf einem Nystadter Handelsfahrzeug begonnen, war dann Comptoirist bei einem Hamburger Kaufmann geworden, hatte hier, von unwiderstehlicher Lust zum Studium der bergmännischen Wissenschaften ergriffen,

Privatunterricht in den alten Sprachen, sowie in der Physik und Chemie genommen und war von seinem bisherigen Prinzipal freundlich unterstützt, dann in das sächsische Erzgebirge gegangen, um hier den Bergbau praktisch kennen zu lernen.

Ein sechsjähriger Aufenthalt in Freiberg hatte ihm in diesem Fache so ausgezeichnete Kenntnisse verschafft, daß er nach der Rückkehr in sein Vaterland sofort eine Anstellung bei den berühmten Eisenwerken zu Dannemora erhielt.

Ueber fünfundzwanzig Jahre lang lebte er hier glücklich und zufrieden und stieg allmählig zum Oberhütten-Inspektor empor: da raffte auf einmal ein bösartiges Nervenfieber ihm seine Gattin nebst zwei Kindern binnen wenig Tagen von seiner Seite weg, und dieser unerwartete Schlag, der ihn auf ein mehrwöchentliches Krankenlager warf, bestimmte ihn, wenige Monate später sein Amt ganz niederzulegen. Da man ihm in Anerkennung seiner Verdienste auf besonderes Ansuchen die Vergünstigung bewilligt hatte, seine bescheidene Pension auch im Auslande verzehren zu dürfen, so hatte er kurz nachher das von ehedem in so freundlichem Andenken bei ihm stehende sächsische Erzgebirge wieder aufgesucht und dieses Mal das verborgene Stillleben in der ihm bereits bekannten, kleinen Bergstadt Wolkenstein, dem geräuschvolleren Aufenthalte in Freiberg vorgezogen.

Der Zufall fügte es damals, daß er noch vor der Ankunft in Wolkenstein bei der Einkehr im „goldnen Hufeisen" zu Marienberg den freundlichen Gastwirth Hans Ehrlich, dessen sich die Leser wohl noch erinnern werden, in Gesellschaft unseres Webermeisters Apitzsch antraf und auf Befragen nach einem Unterkommen in Wolkenstein durch den Gastwirth veranlaßt ward, den Webermeister sofort nach Wolkenstein zu begleiten.

Beim Eintreffen daselbst hatte die freundliche Lage des Hauses sammt Garten dem Schweden so wohl gefallen, daß er noch an demselben Tage an Apitzsch den Antrag stellte, dieser möge ihm erlauben, daß er, Archimbald, für sein Geld den obern Stock des Häuschens wohnlich für sich einrichte und hier seinen Heerd aufschlage.

„Wenn Ihr mir das verstattet, Meister," hatte der Graurock hinzugefügt, „so soll es Euer Schade nicht sein. Ich baue Euch dann nicht nur den obern Stock, sondern auch das ganze Häuschen in der Art um, daß Ihr nicht nur einen freundlicheren Aufenthalt, sondern auch bei weitem mehr Platz gewinnt, ohne daß es Euch nur einen Groschen kosten soll. Eben so verschönere ich Euch den Garten, wenn Ihr mir dessen Mitgebrauch verstattet, und zahle Euch dann bis an meinen Tod — da ich Wolkenstein nicht wieder zu verlassen gedenke — jährlich dreißig Thaler Zins. In

derselben Weise sollt Ihr, wenn Ihr mich aus Euerer Küche beköstigen wollt, jährlich hundert Thaler Kostgeld empfangen und die gesammte Ausstattung meines Logis fällt einmal nach meinem Tode an Euch oder Euer Kind."

Apitzsch war so klug, diesen Vorschlag bereitwillig anzunehmen; und nun begann ein wahrer Umsturz der Dinge in dem kleinen Weberhause.

Herr Archimbald ließ den ganzen Vertrag mit seinem Wirthe gerichtlich niederschreiben, nahm einstweilen seine Wohnung bei dem uns ebenfalls schon bekannten Bäckermeister Florian und ging rüstig daran, das Weberhäuschen so zu verschönern, wie es die Localität nur immer zuließ.

Binnen einer Zeit von drei Sommermonaten war Alles zum Schönsten umgestaltet; denn Herr Archimbald hatte die aus Schweden mitgebrachten blanken Goldstücke nicht gespart, um sowohl sein „Auszugsstübchen", wie er die obere Etage nannte, als auch Haus und Garten überhaupt auf das Freundlichste umzugestalten.

Der Weber seinerseits bekam Arbeitsstube und Schlafkammer weit besser ausgestattet, als sie früher waren; für Rosamunde und Lieschen wurde auf der andern Seite des Hauses aus einer alten, weitläuftigen, aber dunkeln Polterkammer Platz zu einer freundlichen, zweiten Stube nebst Schlafgemach gewonnen. In

der obern Etage aber wurden über des Webers Stube einige Vorrathskammern eingerichtet, wogegen auf der gegenüberstehenden Seite, nach dem Garten hinaus, Herr Archimbald eine Arbeitsstube sammt einem Schlafgemach, so wie ein Bücherzimmer erhielt. Pracht und Eleganz waren nirgends zu sehen, desto mehr aber wohlanständige Bequemlichkeit und guter Geschmack.

Auf Niemand machte diese Umgestaltung des Weberhauses größeren Eindruck, als auf Lieschen, welche damals, als Archimbald zuerst in Wolkenstein erschien, so eben ihren achten Geburtstag gefeiert hatte.

Die besondere Rührigkeit, mit welcher der alte Herr von früh an bis Abends mit Rath und That den Arbeitsleuten beistand, machte dem lebhaften Kinde außerordentliche Freude, und je mehr Lieschen ihre Freude daran hatte, immer möglichst in der Nähe des alten Herrn sich zu beschäftigen, desto herzlicher gewann er sie lieb. Noch ehe er seinen Einzug halten konnte, hatte er sich schon von Apitzsch die Erlaubniß erbeten, zu seinem Vergnügen, wie er sich äußerte, dem wißbegierigen, kleinen Mädchen, welche in ihrer Vaterstadt nur dürftigen Schulunterricht genoß, täglich ein paar Privatstunden zu geben; und die außerordentliche Aufmerksamkeit, welche das immer schöner aufblühende Kind für den freundlichen Lehrer zeigte, mußte sie beide bald unzertrennlich machen.

Am deutlichsten zeigte sich dies aber, nachdem

der Bau vollendet war. Herr Archimbald hatte dem Weber und dessen Familie die neu eingerichteten Localitäten mit einer förmlichen, kleinen Rede übergeben, bei welcher der Bäckermeister ein eben so andächtiger Zuhörer war, wie Hans Ehrlich aus Marienberg. Selbst bis auf Apitzschens Weberstuhl hatte sich die Verbesserung erstreckt; der neue Hausgenosse hatte ihm Alles das daran einrichten lassen, was der Meister sich längst gewünscht. Die Stube der beiden Mädchen hatte als Gastgeschenk neue, hübsch angestrichene Möbeln bekommen, und selbst die Küche war mit manchem ersprießlichen Vorrath gemüthlich bedacht worden; sogar der Keller hatte einen längst nicht gesehenen Gegenstand, ein Stückfaß des besten Rheinweins — zu einem Sonntagstrunke, wie Archimbald sagte — als Depositum empfangen.

Und das Alles that der fein fühlende Mann für seine Wirthsleute, damit die Ausstattung seines eignen Logis nicht als zu abweichend von ihrer Einrichtung erscheine.

Stieg man die Treppe hinauf und betrat des „langen Schweden" eigenes Revier, so zeigte das Studirzimmer auch wieder außerordentliche Nettigkeit, mit Ausnahme von Pracht und Glanz.

In einem Glasschranke von Nußbaumholz waren schöne Mineralien sichtbar; der Schreibtisch hatte in seiner nächsten Umgebung einige Oelgemälde mit schö-

nen, schwedischen Naturansichten aus Dannemora, Trollhätta u. s. w.; an der andern Seite stand ein bequemes Sopha und über demselben hing eine herrliche, echt italienische Violine.

Trat man an eins der beiden Fenster, so hatte man, da das Häuschen ziemlich hoch lag, die trefflichste Aussicht auf das Wolkensteiner Schloß und seitwärts auch in das Thal hinüber; während die nächste Umgebung durch den zierlich mit Beeten, Blumenrabatten, Grasstücken und Obstbäumen u. dergl. ausgestatteten Garten gebildet ward, an dessen einem Ende das schon erwähnte Gartenhäuschen lag, während das andere den seltenen Schmuck eines kleinen Eichenhains trug, welcher der Sage nach noch aus der wendischen Vorzeit Wolkensteins sich herschrieb. Ursprünglich hatte dieser Hain nicht zu des Webers Garten mitgehört, sondern war Eigenthum der Stadtgemeinde gewesen; allein Herr Archimbald hatte eine Summe von hundert Thalern nicht gescheut, um sich, zum Besten seines Wirthes, zunächst aber besonders zu seinem eignen Vergnügen, ganz in den ungestörten Besitz dieses herrlichen Plätzchens zu setzen.

„Wenn ich der Stadtgemeinde diese hundert Thaler gebe" — hatte Archimbald zu Apitzsch gesagt, als dieser über den theuren Preis der sieben Eichen bedenklich den Kopf geschüttelt — „so wird dafür das Wolkensteiner Schulhaus reparirt; und wie nöthig das ist,

brauche ich Euch nicht erst zu sagen; denn Lieschen hat ja erst gestern Abend noch laut genug darüber geklagt, daß in der Schulstube von der alten, morschen Decke herab beständig Kalk und Staub auf ihre Schulbücher falle!"

So wußte Herr Archimbald stets das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und durch die gemüthliche Weise, in welcher er dies that, hatte er sich bald die Liebe sämmtlicher Einwohner des Städtchens erworben.

Niemand aber hing mit größerer Hingebung an dem alten Herrn, als Lieschen. Etwas mehr als ein Jahr war seit seinem Einzuge in das Haus vergangen und schon begann der Unterricht des freundlichen Mannes außerordentlich wohlthätig auf den Geist des Mädchens einzuwirken. Dabei trug besonders das die schönste Frucht, was er ihr gesprächsweise, gelegentlich und im Tone einer muntern Erzählung beibrachte. Da übrigens Archimbald auch zeitig wahrgenommen hatte, wie sehr auch Rosamunde für höhere Geistesbildung empfänglich sei, so unterließ er nicht, diesem braven Mädchen seine Achtung auf alle Weise an den Tag zu legen und sie geistig aufzumuntern, so weit nur immer eine Gelegenheit sich hierzu darbot. Rosamunde wußte dieses feine Betragen des alten Herrn außerordentlich zu schätzen, und je mehr sie sich ihm überhaupt schon dadurch verpflichtet fühlte, daß seine

wohlthätige Hand so Vieles dazu beigetragen, die Noth und Armuth aus des Webers Hütte zu verbannen, desto innigeren Dank wußte sie ihm nun auch dafür, daß er sie nach und nach zur Mithelferin bei Lieschens Erziehung auch in geistiger Hinsicht sich auserkor.

Lust und Freude waren also jetzt in dem Weberhause einheimisch. Am frühen Morgen wurden die beiden Mädchen fast regelmäßig durch Archimbalds Violine geweckt; denn ihn, als einem alten Herrn, pflegte der Schlaf zeitig zu fliehen, und gern griff er, sobald er sich vom Lager erhoben, zu seinem Lieblings-Instrument, um bei den süßen Tönen, welche er ihm zu entlocken verstand, sich in eine schönere Vergangenheit zurück zu versetzen.

War es Sonntag und wollte Archimbald dem guten Röschen ein ganz besonderes Vergnügen machen, so spielte er, um ihr den Kirchenbesuch zu ersetzen, zu welchem die Last der häuslichen Geschäfte ihr nur selten Zeit ließ — auf seiner Violine in kräftigen Doppelgriffen eine jener einfachen, aber wunderschönen Choralmelodieen, die ihm zahlreich bekannt waren. Oft erwachten die Mädchen erst über seinem Spiel, und andächtig-still hörten sie ihm zu, da durch die dünne Stubendecke auch der feinste Ton leicht zu vernehmen war; nicht selten faltete Röschen dann mit ernstem Sinnen die Hände, während unwillkürlich eine Thräne der Rührung über ihre Wangen schlich,

und Lieschen flüsterte immer nachdenklicher vor sich hin: „O, wie schön, wie schön!“

Auch heitere Lust verstand Archimbald mit seinem Instrument zu verbreiten. So manchmal, wenn Apitzsch unmuthig am Webestuhl saß, weil ein neu empfangenes Muster ihm nicht so, wie er wünschte, gelingen wollte, ward er durch seinen Hausgenossen anderes Sinnes gemacht, weil dieser einen lustigen Tanz aufzuspielen begann, zu welchem Lieschen recht herzhaft den Takt schlug, und mehr als eine Schularbeit gelang seinem kleinen Liebling nur deshalb, weil der alte Herr ihr nach glücklicher Vollendung ein munteres Liedchen aus Schweden vorzusingen versprach.

Ging Archimbald mit Lieschen spazieren und stand dieselbe mit stillem Sinnen vor dem rauschenden Wehr an der Zschopau, so erzählte er ihr lächelnd von den himmelhohen Wasserfällen zu Trollhätta, oder von dem spiegelglatten Oesterby-See bei Dannemora. An den Winterabenden dagegen ergötzte er die Kleine durch schauerliche Mährchen von den Gnomen und Berggeistern, welche guten Menschen Schutz und Hülfe, bösen aber Spott und Strafe angedeihen ließen.

Da Archimbald den vernünftigen Grundsatz hatte, daß es Pflicht eines jeden Lehrers sei, in den, seiner Obhut anvertrauten Kinderherzen so zeitig, wie möglich, echte Vaterlandsliebe zu wecken, und da er Sachsen auch seinerseits jetzt völlig als sein Vaterland an-

sah, so sorgte er auch in dieser Beziehung sehr freundlich für sein „Herzblättchen", wie er das Mädchen zu nennen gewohnt war, wenn er mit Meister Florian von ihr sprach.

Gar nicht selten erzählte er ihr — um von den nächsten Umgebungen auszugehen — wie einst Herzog Heinrich der Fromme im Wolkensteiner Schlosse Hof gehalten; wie auch dessen Gemahlin, Katharina, noch als Witwe ihre meiste Zeit hier zugebracht; wie Churfürst August in den Jahren 1554—1560 gar oft hier verweilt habe u. s. f.; und er wußte dergleichen Erzählungen dem Mädchen desto mundrechter zu machen, da seit seinem Aufenthalt in Wolkenstein die Geschichte des sächsischen Erzgebirges sein Lieblingsstudium geworden war.

In dem Bibliothekzimmer des Alten hatte ein ansehnlicher Erdglobus sammt verschiedenen Wandcharten schon längst Lieschens Aufmerksamkeit erregt, wenn sie ihm die Bücher abstäuben half; sie ruhete daher nicht eher mit Bitten, als bis er sie Schritt vor Schritt in das große Gebiet der Erdkunde einzuführen begann. Auch hierbei ging er von den zunächst liegenden Gegenständen aus: zuerst lernte sie ihre Vaterstadt kennen, dann schilderte er ihr das Sachsenland und endlich die entfernteren Gebiete, so wie die entlegenen Erdtheile. An die Erdkunde knüpfte er sogleich die Naturgeschichte an und vergaß auch nicht, Einzelnes

aus der Naturlehre ihr zu erzählen, wobei ein kleiner physikalischer Apparat ihm nicht weniger gute Dienste leistete, wie seine Mineralien-Sammlung.

Die fleißigen Spaziergänge, welche beide mit einander machten, lehrten das Mädchen Aufmerksamkeit auf jede Naturerscheinung, die vor ihren Augen sich entwickelte, und doch blieb sie immer vor aller wirklichen Gelehrsamkeit bewahrt; denn nichts war dem welterfahrenen Alten mehr zuwider, als ein gelehrtes Frauenzimmer; „Weiber dieser Art," pflegte er immer zu sagen, „kann ich mir gar nicht anders denken, als mit einem Tintenklecks auf der Nase, und solch ein Orden sieht häßlich aus!"

Ein Zeitraum von mehr als vier Jahren verfloß auf diese Art den Bewohnern der Weberhütte im ruhigsten Stillleben, und als Lieschen ihren zwölften Geburtstag gefeiert hatte, war die hervorragende Ausbildung ihres Geistes schon so weit gediehen, daß sie damit weit über ihren Stand sich bemerkbar machte.

Meister Apitzsch, dem es gar nicht an praktischer Ueberlegung fehlte, schüttelte freilich zuweilen den Kopf, wenn er wahrnahm, daß sein Mädchen, wie er sich ausdrückte, „so sehr über das Weberleben herauswuchs;" er nahm sich sogar die Freiheit, Herrn Archimbald einige gelinde Vorwürfe darüber zu machen, daß er „eine so gar vornehme Erziehung hierbei angebracht;" allein die beiden Hauptpersonen, Archimbald

und Lieschen, hatten sich gegenseitig in ihr „absonderliches Thun und Treiben“ schon so sehr hineingelebt, daß der Meister es durchaus nicht über das Herz bringen konnte, sie ernstlich darin zu stören.

Je älter Lieschen wurde, desto mehr entwickelte sich in ihr ein wahrhaft männlicher Sinn; ihre Freude an der Geschichte des Vaterlandes nahm eine immer ernstere Richtung und Herr Archimbald sah sich veranlaßt, aus Liebe zu seiner Schülerin seine eigenen Studien sächsischer Zustände und Verhältnisse immer mehr zu erweitern.

So eifrig aber auch Lieschens Beschäftigung mit so ernsten Dingen war, so wenig ward doch hierdurch die allgemeine Weiblichkeit ihres Denkens und Empfindens beeinträchtigt: vielmehr nahm sie an geistiger Liebenswürdigkeit eben so zu, wie an körperlicher Schönheit: und in der ganzen Umgegend von Wolkenstein wurde die „wunderbarliche Erziehungsweise“ des alten Schweden immer wieder von Neuem der Gegenstand der Gespräche, so oft man sich veranlaßt fand, der schönen Weberstochter unweit des Schloßbergs zu gedenken.

XVII.

Der schwedische Löwe.
(1701.)

Czaar Peter der Große hatte außerordentlich viel Lust, auf Kosten Schwedens sein Land zu vergrößern; und eben so geneigt war der Churfürst August von Sachsen, als König von Polen Livland wieder an seine Krone zu bringen.

Die Nachrichten, welche beide Regenten über das Thun und Treiben des jungen Königs Karls XII. von Schweden eingezogen hatten, wirkten bedeutend dahin, die baldige Ausführung jener Pläne als ziemlich leicht erscheinen zu lassen.

Die Fama erzählte ganz laut, der junge König — welcher im Jahre 1697, kaum funfzehn Jahre alt, den schwedischen Thron bestiegen hatte, und bald darauf vom Reichstage für volljährig erklärt worden war — bringe seine Zeit mit Jagen und Reiten und andern

jugendlichen Zerstreuungen zu, so daß man von ihm nicht den geringsten ernstlichen Widerstand gegen eine wider Schweden andringende feindliche Uebermacht zu befürchten habe.

Also schienen denn der Czaar sowohl, wie König August, ihre Eroberungspläne wider Schweden ohne große Schwierigkeiten in das Werk setzen zu können; und da sie noch überdies den König von Dänemark in ihr Bündniß zogen, so sahen gar viele Politiker jener Zeit die einst so berühmte schwedische Macht schon im Geiste zusammenstürzen.

Nichts desto weniger kam jedoch die Sache ganz anders.

Die Art, wie durch das Testament seines Vaters die vormundschaftliche Gewalt über den jungen König an dessen Großmutter übertragen worden war, namentlich aber die Strenge, in welcher diese Dame des so erlangten Rechtes auch für die Folge sich bedienen zu wollen schien, hatten Karl XII. sehr zeitig zu stillem Nachdenken über seine Lage veranlaßt; und er empfing sehr bald Gelegenheit die guten Folgen davon praktisch darzuthun.

Als die erste Nachricht von den großen Zurüstungen, die Rußland, Dänemark und Polen zum Kampfe wider Schweden machten, nach Stockholm gelangte, waren die Herren Reichsräthe höchst bestürzt darüber: denn zu der Thatkraft des jungen Königs hatte man

geringes Vertrauen, und ein anderer Mann von Ansehen, dem man die Führung eines so gefährlichen Kriegs ohne Bedenken hätte anvertrauen mögen, war in diesem Augenblick nicht vorhanden. Man sprach deshalb auch wirklich schon von der Nothwendigkeit, sich in Unterhandlungen mit den Feinden einzulassen. Allein der junge König erschien unerwartet selbst in der Versammlung der Reichsräthe, und erklärte, zum Erstaunen dieser Herrn, mit der festesten Entschlossenheit, er werde schlechterdings den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen, und nicht allein standhaft sich vertheidigen, sondern auch darnach ringen, seine übermüthigen Feinde mit Nachdruck zu Boden zu werfen.

Churfürst August von Sachsen hatte im Vertrauen auf seine beiden Bundesgenossen, Czaar Peter und König Friedrich IV. von Dänemark, den General Flemming ohne vorhergegangene Kriegserklärung in Schwedisch-Livland einrücken lassen; und Friedrich der Vierte betrachtete seinerseits diesen Einmarsch der mit ihm verbündeten Sachsen als ein Signal zur Belagerung von Tönningen in Schleswig, wodurch er sich zwar nicht unmittelbar an Schweden vergriff, aber dennoch dessen Bundesgenossen, den Herzog von Holstein-Gottorp, bedrängte; während Peter der Große zur Belagerung von Narva Anstalt machte, weil er nicht länger säumen wollte, diesen wichtigen Ostseehafen, den er

schon längst mit sehnsüchtigem Auge betrachtet, durch einen kühnen Griff an sich zu bringen.

Daß gerade August als König von Polen den Anfang mit dem Kriege machte, hatte seinen guten Grund. Es lag seinem Ehrgeize außerordentlich viel daran, unter dem Vorwande des Krieges, dem von ihm beschworenen Staatsgrundvertrage zuwider, eine ansehnliche sächsische Armee in Polen halten zu dürfen; denn in diesem Falle zeigte sich ihm auch die Möglichkeit, sich in diesem Lande zum unumschränkten Monarchen zu erheben, und das war eine Lockung, die mit seinen eignen geheimen Wünschen viel zu sehr übereinstimmte, um zurückgewiesen zu werden.

Auf Livland aber richtete er darum sein nächstes Augenmerk, weil ihm die allgemeine Unzufriedenheit der Livländer mit der schwedischen Oberherrschaft in so starken Farben geschildert worden war, daß er gerade hier das leichteste Spiel gegen Karl XII. zu haben glaubte.

Nichtsdestoweniger nahm der Krieg bald eine für die drei Verbündeten keineswegs erfreuliche Wendung.

Karls XII. Schwager, Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, erhielt nicht nur von Schweden selbst, sondern auch von Holland und England, sowie von dem niedersächsischen Kreise des deutschen Reichs so viel Hülfstruppen, daß er die vor Tönningen stehenden

Dänen nicht weiter zu fürchten hatte; Karl XII. selbst aber ging mit seiner, durch holländische und englische Schiffe verstärkten Flotte geradeswegs auf Dänemark los, und griff am **25.** Juli **1700** Kopenhagen so lebhaft an, daß für König Friedrich IV. nichts übrig blieb, als eiligst Friedensanträge zu machen. Anfangs zauderte er freilich noch damit; allein der junge Schwedenkönig gab sehr bald einen eigenthümlichen Beweis davon, daß er in dieser Angelegenheit *eine schnelle Resolution* erwarte. Nachdem er nämlich mit seinen Admiralen *Taube* und *Wachtmeister* einen kurzen Kriegsrath gehalten, beschloß er, sofort eine Landung an der dänischen Küste zu versuchen; da der moralische Eindruck *hiervon* weit stärker sein mußte, als die Nachwirkung von dem nur theilweise ausführbaren Bombardement der gut befestigten Hauptstadt.

Wirklich wurde auch in der Nacht vom **4.** zum **5.** August **1700** das Unternehmen ausgeführt. König *Karl* war selbst einer der Ersten, die mit dem Degen in der Hand das feindliche Ufer erstiegen. Unter beständigem Kugelregen aus den dänischen Verschanzungen schritt die kleine Schaar muthig vorwärts. Da es gänzlich finster war, so fragte der junge König, welcher bisher weder zur See, noch zu Lande Gelegenheit gehabt hatte, eine Schlacht mitzumachen, den an seiner Seite befindlichen Obersten *Stuart*, was denn das beständige Pfeifen in der Luft bedeute?

„Das sind," erwiederte Stuart, „die Kugeln, mit denen uns die Herren Dänen einen Morgengruß bieten."

„Nun wohl!" erwiederte Karl, „es wird das künftig meine Musik sein!" — In demselben Augenblick ward Stuart in die Schulter verwundet, und an der andern Seite des Königs stürzte ein Lieutenant todt zusammen.

„Vorwärts Kinder!" — rief Karl jetzt seinen Soldaten zu, „wir müssen den dänischen Grobsäcken zeigen, daß wir unsrerseits auch nicht spaßen!"

In wenig Minuten war die Hauptschanze erobert, und hierdurch errang sich die schwedische Armee sofort den Besitz der Insel Seeland.

Wollte der König von Dänemark seine Hauptstadt nicht gleichzeitig der Hungersnoth und auch einer Brandstiftung durch feindliche Kugeln aussetzen, so mußte er jetzt wirklich Frieden schließen; und das geschah denn auch am 18. August 1700 zu Travendal. Dänemark entsagte dem Bunde wider Schweden, gab dem Herzog von Holstein alle seine Länder wieder zurück, und gestand ihm auch das Recht zu, ungehindert Festungen anzulegen und mit andern Mächten nach Belieben politische Verbindungen zu schließen; eben so empfing der Herzog von der dänischen Regierung eine Entschädigung von 260,000 Thalern.

So machte Karl sich den Rücken frei, und konnte

nun auf seinen zweiten Feind, den König von Polen, losgehen.

August hatte seinen General Flemming mit 8000 Mann Sachsen in Livland einbrechen lassen. Die schwedische Besatzung in dieser Provinz mußte vor solcher Uebermacht zurückweichen, und bald standen die Sachsen vor Riga.

Flemming sendete an den schwedischen Commandanten in dieser Festung, den Grafen Dahlberg, einen Offizier mit der hochmüthigen Forderung ab, er solle ihm die Schüssel von Riga übersenden, und glaubte sein Verlangen um so mehr mit Glück gekrönt zu sehen, da Dahlberg schon ein Greis von zweiundachtzig Jahren war; allein er hatte sich gewaltig getäuscht, denn er empfing nicht nur die spartanische Antwort: „es sei Kriegsmanier sich solche Triumphzeichen selbst zu holen," sondern Dahlberg traf auch sofort alle mögliche Vertheidigungs-Anstalten; und trotz der Eroberung der Düna-Verschanzungen durch die Sachsen konnten diese Riga nicht bezwingen.

Karl hatte in der That ein schweres Werk vor sich; denn einerseits sollte er Riga befreien, und andrerseits den zur Belagerung von Narva schon herangerückten Czaar Peter zurücktreiben. Doch, er schritt muthig zur Ausführung.

Am 12. October 1700 schiffte er sich an der schwedischen Küste mit einigen auserwählten Regimentern

ein, um Riga zu erlösen. Zwar ward er durch widrige Winde und eine heftige Seekrankheit gezwungen, an einem ihm wenig günstigen Platze, an der Rhede von Pernau in Livland, vor Anker zu gehen: allein er ließ sich dadurch in seinem Plane nicht irre machen. Selbst eine große Gefahr, in welche der König persönlich bei der Landung gerieth, konnte ihn nicht stören. Das Boot, worin er sich mit seinem Gefolge befand, um an das Land zu fahren, war beträchtlich überladen und begann Wasser zu schöpfen; nur die Entschlossenheit des General Rheinschild, welcher vom Boote aus mit seinem Pferde mitten in die See hineinsetzte, um das Fahrzeug zu erleichtern, verhinderten das Umschlagen: aber der junge Schwedenkönig sah lächelnd zu, wie Mann und Roß sich glücklich an das Ufer arbeiteten, und folgte dann ohne Zaudern nach.

Die Sachsen warteten nicht einmal bis er in Riga erschien, sondern zogen schon vorher von dort ab; Karl konnte also sofort sein kleines Corps ganz zur Entsetzung von Narva verwenden.

Am 19. November **1700** hatte er seine Truppen zu Lagena, am finnischen Meerbusen, ein paar Stunden von Narva, versammelt, und vermochte schon durch Kanonenschüsse den geängstigten Bewohnern dieser Stadt das Herannahen der Rettung zu verkündigen. Auch darin begünstigte ihn das Glück, daß sein Gegner, Peter der Große, durch bedenkliche, aus dem Innern

seines Reichs empfangene Nachrichten genöthigt ward, die russische Belagerungs-Armee in demselben Augenblicke zu verlassen, wo ein solcher Oberanführer für sie am unentbehrlichsten war: denn der mit dem Commando einstweilen beauftragte Herzog von Croy war bei den übrigen russischen Generalen nicht beliebt.

Dessenohngeachtet schien es immer ein tollkühnes Unternehmen, mit nur 8000 Mann die russische Armee von 60,000 Mann sofort anzugreifen; allein Karl wagte das gefährliche Spiel, und gewann es: die berühmte Schlacht von Narva setzte am 20. Nov. 1700 seinem Kriegsruhm die Krone auf.

Ein starker Wind trieb das um Mittag, wo die Schlacht erst begann, mit Heftigkeit sich erhebende Schneegestöber den anfangs herzhaft kämpfenden Russen so ungestüm in das Gesicht, daß sie den mit dem Bajonnet anstürmenden Schweden nicht ausreichend zu widerstehen vermochten: auch waren die russischen Generale über die Art der Vertheidigung ihrer Verschanzungen eben so uneinig, wie über die Anzahl der Schweden ununterrichtet; daher wurden die Russen völlig geschlagen. Gleichwohl ward dieser Sieg dem Könige nicht leicht. Schon bei der ersten Salve der russischen Infanterie war die Schulter Karls, der wie gewöhnlich in der ersten Reihe seiner Soldaten sich befand, durch eine Flintenkugel gestreift; bald nachher wurde ihm sein Pferd unter dem Leibe getödtet, und als er ein zweites

bestiegen hatte, riß eine Kanonenkugel demselben den Kopf weg. „Die Russen wollen mir heute Reitstunde geben,“ sagte der König lächelnd, und bestieg ein drittes Pferd. Doch mit diesem gerieth er in eine noch weit größere Gefahr. Das Schneegestöber hinderte ihn nämlich daran, beim Vorwärtsdringen das nächste Terrain genau zu betrachten; er stürzte also unversehends sammt seinem Roß in einen tiefen Morast, verlor, indem er von dem versinkenden Thiere sich losarbeitete, einen Stiefel, und mußte, um nicht hinter seinen Truppen zurückzubleiben, im bloßen Strumpfe zu den Seinigen eilen, die seiner Führung bedurften. Aber immer blieb er munter und unverzagt, und nach dreistündigem Kampfe waren sämmtliche russische Verschanzungen von den Schweden erstiegen. Die beiden Flügel der russischen Armee wurden getrennt, und mußten sich nach kurzen Unterhandlungen sämmtlich kriegsgefangen ergeben. Bei Anbruch des folgenden Tages defilirten **30,000** Mann Russen ohne Waffen und mit entblößten Köpfen als Gefangene vor dem Sieger vorbei. Die russische Kriegskasse von **32,000** Rubeln fiel den Schweden eben so in die Hände, wie die sämmtliche feindliche Artillerie und Munition, sammt Proviant und Feldgeräthe.

So kam es, daß am **1.** Januar **1701** König Karl XII. von Schweden mit dem Lorbeerkranze hohen

Kriegsruhms geschmückt, das neu begonnene achtzehnte Jahrhundert zu begrüßen vermochte.

Daß es eine gar schwere Arbeit sein werde, den jungen, schwedischen Löwen zu zähmen, darüber konnten seine Zeitgenossen sich nicht länger täuschen; und am wenigsten blieb sein ihm wirklich ebenbürtiger Gegner, Peter der Große, über diese Thatsache irgend ungewiß.

Der König von Polen, der alle diese Ereignisse leichter nahm, als er sie hätte nehmen sollen, empfing am 9. Juli 1701 durch den Sieg, den Karl XII. damals bei Riga über das vereinigte russische und sächsische Heer errang, eine kräftige Belehrung über das, was er zunächst zu erwarten habe: und es war lediglich seine Schuld, daß er sich diese Belehrung nicht ausreichend zu Nutze machte.

XVIII.

Reinhold von Patkul.

(1700—1701.)

Von dem russisch-schwedischen Kriegstheater hinweg wollen wir uns jetzt wieder einmal nach Dresden versetzen.

Wir finden daselbst, in einem freundlichen Hause der pirnaischen Gasse, am 20. December 1700 zwei Männer in einem lebhaften Gespräch, von welchen der eine sofort als ein alter Bekannter sich darstellt. Es ist dies der Justizrath von Bose. Der andere dagegen erscheint als eine neu auftretende Person, wir müssen ihn daher wohl ein wenig näher schildern.

Das feurige, tiefdunkelbraune Auge dieses Herrn wurde von einem schönen, schwarzen Haar umschattet, welches er, gegen die damals übliche Sitte, ohne Verkünstelung das Haupt umschatten ließ. Die hohe, edle Stirn offenbarte sich sofort als der Brennpunkt einer

außergewöhnlichen Urtheilskraft; um den scharfgezeichneten Mund spielte gar häufig ein etwas satyrisches Lächeln; die römisch-gebildete Nase aber, welche mit dem ganzen Gesicht im trefflichsten Einklang stand, verrieth eben so viel Feinheit, als das runde, sehr ansprechend gebildete Kinn. Dabei gab sich in der ganzen Figur etwas Edles, selbstständig Kräftiges kund, und die Beweglichkeit des Mienenspiels beim lebhaften Sprechen legte für das feurige Temperament, welches diese Gestalt belebte, ein untrügliches Zeugniß ab; auch abgerechnet davon, daß im Eifer des Disputirens die fast zart gebildeten Hände selten unthätig zu bleiben pflegten.

Und wer war der Mann? Einer der ausgezeichnetsten Geister der damaligen Zeit; ein Mann, der die gewöhnlichen Genossen seiner Lebensperiode um wenigstens funfzig bis hundert Jahr überragte, in vieler Beziehung ein Genie, wie sie in jedem Jahrhundert nur einige wenige Male geboren werden: Johann Reinhold von Patkul, damals sächsischer geheimer Kriegsrath und Generalmajor.

Ein geborner Livländer, hatte er aus seinem Vaterlande bereits 1697 flüchten müssen, weil der willkürliche Despotismus, mit welchem die schwedische Regierung die angestammten, wohlverbrieften Vorrechte des livländischen Adels untergrub, den freisinnigen Patkul zu eben so lebhaftem Widerspruch angeregt hatte,

wie die eigensinnige Härte, mit welcher seine militairischen Vorgesetzten wider ihn aufgetreten waren. Nachdem er sich einige Zeit in Frankreich, England und Holland aufgehalten, ward er durch den General Flemming in sächsische Dienste gebracht, und bald zum geheimen Kriegsrath und Generalmajor befördert.

Von August dem Starken besonders rücksichtlich der Pläne gebraucht, welche dieser zum Nachtheile Schwedens in Livland zu verwirklichen suchte, war Patkul seit **1699** schon zweimal wieder in Begleitung der sächsischen Truppen in Livland gewesen: seitdem jedoch das Kriegsglück sich so sehr für Karl XII. erklärt hatte, daß dieser alle Anhänger der sächsischen Partei von dort zu vertreiben vermochte, erschien es auch unserem Patkul rathsam, nach Dresden zurückzukehren; besonders, da Karl XII., der den General von Patkul nicht ohne Grund für einen seiner entschiedensten Widersacher in Livland und Polen hielt, nicht unterlassen hatte, mehrere sehr giftige Schmähschriften wider den Flüchtling verbreiten zu lassen, durch welche derselbe geradezu in die Acht erklärt ward.

Bei Patkuls erstem Erscheinen in Dresden war der Justizrath von Bose mit demselben nicht in nähere Berührung gekommen; später jedoch, als er Gelegenheit hatte, einige Staatsschriften über polnisch-livländische Zustände, bei welchen Patkul die Feder geführt, achtsam zu lesen, blieb er über die ausgezeichnete

Geisteskraft dieses Mannes nicht einen Augenblick in Zweifel: er lernte ihn hochachten. Als nun Patkul im Herbst des Jahres 1700 wieder nach Dresden zurückgekehrt war, hatte Bose den ersten Anlaß benutzt, seine nähere Bekanntschaft zu suchen; auch hatte er, seiner Freimüthigkeit nach, kein Bedenken getragen, dem General offen zu gestehen, daß er die herzlichste Hochachtung für ihm empfinde. Patkul, der in seinen bisherigen Umgebungen noch gar wenige, ihm ebenbürtige Geister gefunden, war ein viel zu scharfsichtiger Mann, als daß er nicht mit dem größten Vergnügen in unserem Bose ein ihm selbst geistig sehr nahe verwandtes Wesen hätte entdecken sollen; er kam also dem Justizrath auf halbem Wege entgegen, und in kurzer Zeit waren beide Männer von der herzlichsten Liebe und Ergebenheit gegeneinander erfüllt.

Je näher sie sich kennen lernten, desto größeres Vertrauen faßten sie zu einander; und so war es denn auch ein Zug dieses gegenseitigen Vertrauens, daß Bose eines Tages seinen Freund ersuchte, er möge ihm Einiges aus seinen früheren Lebensverhältnissen mittheilen, wogegen Patkul dies nicht nur bereitwillig versprach, sondern auch den Wunsch ausdrückte, der Justizrath werde sich nach geschehener Mittheilung hoffentlich bestimmt fühlen, als Jurist und als Freund dem General einen guten Rath über die beste Art und Weise mitzutheilen, in welcher seine, des Generals, Vertheidigung

gegen die schwedischen Schmähschriften sich werde durchführen lassen.

Auch an dem obengenannten Tage, wo beide Freunde in Patkuls Wohnung zusammengekommen waren, hatte der General diesen Wunsch wiederholt, ehe er, zur Erfüllung seines Versprechens, dem achtsam zuhörenden Freunde etwas aus seiner früheren Lebensgeschichte mitzutheilen begann.

„Ich bin im Jahre **1659** zu Stockholm geboren, und zwar in dem dortigen Stadtgefängnisse, wohin mein Vater, der in livländischen Militairdiensten gestanden hatte, nach der Eroberung der Festung Wolmar und der darauf folgenden Besetzung Livlands durch die Schweden, deshalb gebracht worden war, weil er sich die Freiheit genommen hatte, gegen die Art und Weise, wie die Schweden Livland zu behandeln begannen, laut und kräftig zu sprechen. Nachdem mein Vater fast ein ganzes Jahr einsam und allein im Stockholmer Gefängnisse hatte zubringen müssen, war es meiner Mutter durch vieles Bitten gelungen, sich die Erlaubniß auszuwirken, daß sie meinem Vater Gesellschaft in seinem Gewahrsam leisten dürfe; und so erhielt ich denn auch mein Dasein zwischen den engen Mauern einer Haft, deren schwerer Druck auf eine sehr ungerechte Weise verlängert wurde. Sie sehen, daß ich hiernach eigentlich als ein geborner Schwede betrachtet werden kann; allein ich selbst habe mich niemals

dafür gehalten; denn der Aufenthalt in Stockholm war ja meinen Eltern aufgedrungen; ihrer Herkunft und ihrem Besitzthum nach gehörten sie nach Livland; eben deshalb aber hielt ich es für Pflicht, mich überall als einen geborenen Livländer zu bezeichnen. Ihnen, bester Freund, will ich indessen eingestehen, daß ich selbst jetzt glaube, die besondere Feindschaft Karl's XII. und seiner Rathgeber gegen mich gerade durch die absichtliche Verleugnung meiner schwedischen Nationalität nicht wenig verstärkt zu haben.

„Wie dem auch sei — ich bereue nicht, was ich gethan! Hätte ich als freier Mensch das Lebenslicht in Schweden erblickt, so würde ich stets eine Ehre darin gefunden haben, mich als geborenen Schweden zu bezeichnen; allein da das Sclaventhum von Gefängnißriegeln schon an meine Wiege sich in ungerechter Hartherzigkeit angekettet hatte, so konnte ich es niemals über mich gewinnen, dieses zufällige Geburtsland wirklich mein Vaterland zu nennen. Es war wider meine Natur, an die freiwillig mich anzuschließen, die meine Genossenschaft erzwungen hatten."

Ein lebhafter Händedruck, den der General hier vom Justizrath empfing, sagte ihm deutlich, daß er von dem letztern ganz verstanden wurde.

„Meines Vaters völlige Unschuld kam, der wider ihn aufgestellten hämischen Anklage gegenüber, schon ein

paar Jahre nach meiner Geburt so entschieden an den Tag, daß man selbst in Stockholm, wo doch so Vieles gewagt wird, es nicht für rathsam hielt, ihn noch länger in Haft zu lassen; man gab ihm vielmehr die Erlaubniß, sich nach Livland zurückzuwenden, und auch seine in einstweiliger Verwaltung gewesenen Güter wurden ihm wieder ausgeantwortet. Hierdurch erhielt er nun auch die Mittel, mir eine Erziehung ertheilen zu lassen, wie sie meine künftigen Verhältnisse zu verlangen schienen. Es war nämlich meines Vaters Wunsch, daß ich mich dem höheren Staatsdienste widmen möchte; und da er einsichtsvoll genug war, um einige Reisen durch fremde Länder für eine gute Vorschule zu dieser Laufbahn anzusehen, so veranlaßte er mich besonders zur Erwerbung von solchen Kenntnissen, die mir bei einer Rundreise dieser Art ersprießlich werden konnten. Geschichte und Politik, sowie Mathematik und Kriegswissenschaft waren die Fächer, an deren näherer Erforschung ich bald vorzugsweise Gefallen fand; indessen, so viel Vergnügen ich auch für mich selbst aus dergleichen Studien zog, so wenig Vortheil brachten mir dieselben in der Außenwelt; ja, aufrichtig gestanden, bin ich sogar der Meinung, daß mein großer Eifer, vor Andern durch gründliche Kenntnisse mich auszuzeichnen, mir die erbitterte Feindschaft von einer Menge mittelmäßiger Leute zugezogen hat, die, sonderbar genug, in dem Wahne standen, ich habe allen diesen Fleiß

und Eifer blos darum mir zur Pflicht gemacht, um meine Schicksalsgenossen zu verdunkeln." —

„Ach, bester Freund," unterbrach hier der Justizrath den Erzähler, „Sie haben so eben eine Wahrheit ausgesprochen, für welche in der wirklichen Welt nur allzu häufige Bestätigung sich findet!"

„So begrüße ich denn einen Leidensgenossen," warf Patkul zur Antwort halb scherzend, halb ernstlich hin und fuhr in seiner Erzählung, nachdem er mit dem Freunde ein paar lebhafte Blicke gewechselt, also fort:

„Von einer Reise nach England und Frankreich, die ich nach solchen Vorbereitungen unternahm, kehrte ich weit früher, als es eigentlich mein Plan gewesen, nach Livland zurück, weil die Gesundheitsumstände meines Vaters dies rathsam zu machen schienen, und nachdem er ein paar Jahre später gestorben war, trat ich, eigentlich mehr um eine praktische Beschäftigung zu haben, als einer besondern Neigung wegen, als Offizier in schwedische Dienste ein. Bei den stillen Sprachstudien nämlich, die ich nach der Rückkehr von meiner Reise zu meiner Lieblingsunterhaltung erwählt hatte, überfiel mich oft der Gedanke, daß es meine Pflicht sei, der Welt unmittelbare Dienste zu leisten, und da die staatsmännische Carrière mir durch die feindselige Stellung der schwedischen Regierung gegen Livland verleidet wurde, so hielt ich es für das Kürzeste, mich in der militärischen Laufbahn zu versuchen.

„In das, was hier meine Pflicht wurde, mich hinein zu arbeiten, fiel mir nicht eben schwer und noch vor meinem dreißigsten Jahre erlangte ich den Grad eines Hauptmanns. Da aber diese Stellung mir bei meiner Lebhaftigkeit bei weitem nicht Beschäftigung genug gab, so sah ich es gar nicht ungern, daß meine Freunde unter dem livländischen Adel mich dazu auserwählten, bei dem Landtage von 1690 die Ritterschaftskanzlei einzurichten. Fast scheint es, als sei es im Rathe der Vorsehung beschlossen gewesen, mich zeitig auf das Geschäft vorzubereiten, welches ich später übernehmen sollte: den diplomatischen Vorfechter des livländischen Adels zu machen; aber auch hierin lag, wie es mir jetzt vorkommt, bei weitem mehr Verhängniß, als Glück.

„Die zahlreichen Privilegien der livländischen Ritterschaft schreiben sich, wie Ihnen nicht unbekannt sein wird, von mancherlei Verleihungen der Päbste her, an welche sich später die Zugeständnisse der livländischen Heermeister des deutschen Ordens anschlossen. Weiterhin folgten ähnliche Verwilligungen von Seiten der Könige von Polen nach, welchen Livland fast wider Willen sich größtentheils hatte in die Arme werfen müssen, und selbst König Karl IX. von Schweden, dessen Protectorat Livland blos deshalb sich erwarb, um nicht während der so oft wiederholten Kriege zwischen Polen und Schweden zum beständigen Kampf-

platz dienen zu müssen, ertheilte der livländischen Ritterschaft in zwei besondern Urkunden die feierlichsten Zusagen über die fernere ungestörte Handhabung ihrer längst erworbenen Rechte. Auf dieselbe Weise folgten seine Nachfolger Gustav Adolph, Christina und Karl ihm hierin nach. Durch den nach Karl Gustavs Tod im Jahre **1660** geschlossenen Frieden zu Oliva begab sich zwar Polen seiner früheren Rechte über Livland und trat den Theil davon, der bisher noch in streitigem Besitze gewesen war, ganz an Schweden ab, allein es wurden durch diesen Friedensschluß ausdrücklich allen Bewohnern Livlands und also auch dem Adel, die bisher besessenen Freiheiten, Privilegien und Güter ungestört vorbehalten.

„In Stockholm indessen dachte man darauf, die Macht des livländischen Adels zu schwächen, weil er nach einer solchen Zähmung leichter beherrscht werden konnte: man ersann also die sogenannten Reductionen, d. h., man benutzte die juristischen Subtilitäten des Lehnrechts, um ein adeliges Gut in Livland nach dem andern als angeblich eröffnetes Lehn für die schwedische Regierung in Anspruch zu nehmen.

„Jedenfalls war die Ritterschaft in ihrem guten Rechte, als sie eine solche Willkür von sich abzuwehren versuchte: allein was der Wahrheit zu Folge blos als Nothwehr sich darstellte, das ward in Stock-

holm als Hochverrath behandelt. Unter dem Anführen, als seien eine Menge ritterschaftlicher Güter ehedem Krongüter gewesen und von dem Adel blos unrechtmäßiger Weise erworben worden, verfuhr man gegen die rechtlichsten Besitzer, als wären sie bloße Räuber, und hierzu konnte die Ritterschaft unmöglich still schweigen.

„Wie Ihnen bereits bekannt sein wird, wiederfuhr mir die Ehre, daß ich **1696** durch freie Wahl vom livländischen Adel zum Wortführer der ritterschaftlichen Deputation bestimmt ward, welche nach Stockholm ging, um König Karl XI. von Schweden nachdrückliche Vorstellungen über das nur erwähnte Verfahren zu machen. Daß ich bei der uns ertheilten Audienz sehr offen mit der Sprache herausging, will ich gar nicht leugnen, allein, majestätsverbrecherische Ausdrücke zu brauchen, fiel mir durchaus nicht ein. Man versuchte freilich, meine Freimüthigkeit in dieser Weise zu deuteln, allein dies war eine Willkür der ärgsten Art, und selbst unter diesen Umständen würde es niemals gelungen sein, mir den Hochverrathsprozeß zu machen, wenn nicht die Rechthaberei meiner beiden nächsten militärischen Vorgesetzten, des Generals von Hastfer und des Oberstlieutenants von Halmersen, eine so erwünschte Gelegenheit ergriffen hätte, mich in's Unglück zu stürzen. Es war diesen beiden Herren unerträglich, daß ich mir die Freiheit nahm, ihnen zuwei-

len merken zu lassen, ich vermöchte mehr zu leisten, wie sie: daher zögerten sie nicht damit, so höchst „subordinationswidrige Kenntnisse“ mir zum Verbrechen anzurechnen.

„Ihnen namentlich und ihrem Anhange habe ich es zu verdanken, daß ich der Regierung bereits als ein „schlechtes Subject“ geschildert war, ehe und bevor ich das erste Mal nach Stockholm kam. Während meiner Anwesenheit mit der livländischen Deputation, zu welcher ich gehörte, wagte man freilich nicht, mich zu verhaften; man ließ mich vielmehr damals blos beobachten; allein kaum war ich nach Livland zurückgekehrt, so rief ein königlicher Befehl des jungen Monarchen mich von Neuem nach Stockholm, um in einer „gerichtlichen Untersuchung“ Rede zu stehen. Ich konnte wohl denken, daß man Karl XII. eingeredet, er müsse den Freimuth bestrafen, mit welchem ich die gute Sache des livländischen Adels vor dem Throne seines Vaters geführt; allein da mein Gewissen mir bezeugte, daß ich da nichts, als Wahrheit, wenn auch die volle Wahrheit gesprochen, so brauchte ich blos die Vorsicht, mir sicheres Geleit vom König zu erbitten und als ich dies erhalten, stellte ich mich sofort in Stockholm. Denn Richtern, die etwas von Gerechtigkeit verstünden, glaubte ich ohne Gefahr Rede und Antwort geben zu können und nur gegen einen Aus-

bruch der Kabinetsjustiz hatte ich mich durch den Geleitsbrief schützen wollen.

„Dennoch hatte ich mich getäuscht. Von einer redlichen Untersuchung war gar nicht die Rede; nur mit Kabalen und Intriguen wurde ich empfangen; meine ehrerbietigsten an den König gerichteten Vorstellungen blieben unbeachtet und meine Feinde triumphirten so entschieden, daß man unter Verhöhnung des gegebenen königlichen Wortes mich in Verhaft nahm.

„Einige weitere Vorfälle zeigten, daß man unmittelbar auf meinen Tod ausging: ich hielt es also für die Pflicht der Selbsterhaltung dem auszuweichen, und kaum hatte ich mein Gefängniß, so wie die Hauptstadt heimlich verlassen, so wurde ich in contumaciam zum Tode verurtheilt.

„Daß ich als Flüchtling Gelegenheit fand, dem General Flemming bekannt zu werden und durch diesen eine Empfehlung an den König von Polen, Ihren Churfürsten, zu erlangen, wird Ihnen bereits bekannt sein; ebenso, wie ich in sächsische Dienste getreten bin und die polnischen Angelegenheiten zum Besten Livlands zu fördern bemüht gewesen bin.

„Vielleicht sind Sie nun schon ausreichend in den Stand gesetzt, über meine Stellung zu Schweden zu urtheilen; über das jedoch, was ich hier etwa noch nicht berührt, bin ich Ihnen nähere Auskunft zu gewähren

gern bereit, denn gerade an Ihrer Meinung über meine Sache ist mir viel gelegen."

Der Justizrath, welcher während Patkuls Erzählung höchst aufmerksam zugehört und seine besondere Theilnahme daran auch durch mancherlei eingeschobene, kleine, hier übergangene Fragen zu erkennen gegeben hatte, war ein viel zu bedachtsamer Jurist, als daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, seine Ansicht über den Stand der Sache seines Freundes augenblicklich kund zu geben; doch enthielt er sich nicht, die Frage aufzuwerfen, ob nicht Patkul selbst zugestehen müsse, durch sein im vorigen Jahre (1699) dem Könige von Polen überreichtes Memorial, unter dem Titel: „Unmaßgebliches Bedenken über die Absicht, Schweden zu bekriegen, und was man zu solchem Zweck bei Zeiten für Maßregeln zu nehmen habe" — die Erbitterung des Königs von Schweden auf das Aeußerste gereizt zu haben: so daß also die neuesten schwedischen Staatsschriften wider ihn, den General, nur als Akte der Vergeltung zu betrachten seien?

„Ich will Ihnen einräumen," erwiderte Patkul, „daß der Schein hierbei wider mich ist; allein, da die schwedische Hochverraths-Erklärung sammt Todes-Urtheil schon ergangen war, da man mir die Zusage des königlichen Geleitsbriefs bereits gebrochen hatte, so glaubte ich hierdurch aller Pflichten gegen Schweden entbunden zu sein und benutzte

den persönlichen Kriegszustand, in welchem ich, König Karl XII. gegenüber, mich befand, sofort dazu, der schwedischen Krone so viel zu schaden, als ich nur konnte."

„Aus meinem Munde," entgegnete Bose, „ertönt Ihnen deshalb kein Wort der Verdammniß; allein wie gefährlich es ist, einen so heißblütigen Mann, wie den König Karl, zu persönlicher Rachgier gereizt zu haben — das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen."

„Sie können Recht haben: doch, wenn es gelingt, den schwedischen Löwen zu demüthigen —"

„Ja, — wenn es gelingt."

„Zweifeln Sie an der Möglichkeit?"

„An der Möglichkeit nicht, destomehr aber an der Wahrscheinlichkeit."

„Und Ihre Gründe?"

„Sie sollen wenigstens soviel davon hören, als mir eben jetzt vor der Seele steht.

„Mit gutem Grunde haben Sie in Ihrem Memorial verlangt, daß eine Armee von wenigstens 24,000 Mann, mit der nöthigen Artillerie und den entsprechenden Geldmitteln versehen, vom König von Polen gegen Schweden in Bewegung gesetzt werde. Glauben Sie denn wirklich, daß dies geschehen werde?"

„Hoffentlich allerdings."

„Sie glauben es, weil Sie es hoffen und wün-

schen; — ich aber zweifle daran. Aus was für Truppen sollte diese Armee bestehen, aus Sachsen oder aus Polen?"

„Am zweckmäßigsten aus gut eingeübten Sachsen."

„Hierauf habe ich nur eine Antwort: Wir sind zwar in Sachsen im Geldgeben so ziemlich eingeübt, allein so zur Null sind unsere Landstände noch nicht herabgesunken, daß sie schweigend den Aufwand für 24,000 Mann Soldaten bewilligen sollten, die keine andere Bestimmung hätten, als in dem weit entfernten Polen einen zweifelhaften Krieg gegen Schweden zu führen. Und dann — nicht die Ausrüstung allein, auch die Kriegskasse müßte von erster Qualität sein —"

„Da Seine polnische Majestät oft für 100,000 Thaler Diamanten auf einmal kauft —"

„Leider geschieht das; aber auch nicht, ohne Aemter und Rechte aller Art für das zu diesem Zweck zusammengebrachte Geld zu verpfänden, und so schmerzlich dies ist: die dafür erlangten Diamanten bleiben doch wenigstens im Lande; aber, eine nach Polen gesendete wohlgefüllte Kriegskasse könnte eben so gut schwedische Liebhaber, als sächsische finden."

„Nun, so müßte man die polnischen Magnaten zur Truppenstellung bewegen —"

„Ja, es bewegt sich! Haben wollen diese Herren alle, aber geben durchaus nichts."

„Man muß sie zwingen!“

„Wodurch denn?“

„Man muß ihnen imponiren!“

„O, Freund, solchen Leuten imponirt sich's nur durch Glanz und Pracht, und so gut auch unser August dies versteht, so schnell pflegt doch der Enthusiasmus des polnischen Adels für einen „prächtigen“ und, wohl zu merken, freigebigen Monarchen wieder zu verrauchen, wenn es von schönen Worten nun endlich zu tapfern Thaten kommen soll, wenn man —“

„Thatenlust und Tapferkeit werden Sie doch gewiß den Polen nicht absprechen —“

„Das nicht; aber der mögliche Erfolg davon geht durch die endlosen Familien-Intriguen beständig wieder verloren, ehe er noch Wurzel zu fassen vermochte.“

„Sie stellen da ein sehr trübes Bild für die nächste Zukunft auf!“

„Die Farben dazu sind meines Bedünkens der Wahrheit entnommen.“

„Aber sollte man nicht durch Bündnisse mit Schwedens nächsten Nachbarn —“

„Die vergebliche Belagerung von Tönningen und der noch frisch in unsern Ohren wiederhallende Kanonendonner von Narva sollten doch eigentlich Kraft genug haben, um Sie, lieber General, etwas anderen Sinnes zu machen.“

„Dennoch bin ich überzeugt, daß auch Sie den Czaar Peter für einen ausgezeichneten Mann halten, dessen Bundesgenossenschaft —"

„Nur dann unserem August etwas zu nützen vermag, wenn dieser Kraft genug behält, die wüthenden Angriffe des schwedischen Löwen mehrfach allein auszupariren."

„König Karl XII. hat an Ihnen einen ausgezeichnet eifrigen Secundanten!"

„Ich sage blos, was offenkundig ist: und gerade Sie selbst, lieber Patkul, werden am wenigsten verleugnen wollen, daß eine ungewöhnliche Energie des Geistes in diesem Schwedenkönige sich regt!"

„Ich muß, wider Willen, das allerdings einräumen."

„Eben nun aber, weil die Umstände so sind, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß Sie, mein Freund, sich entschließen möchten, die polnischen Angelegenheiten einstweilen ganz ruhen zu lassen und Ihre geistige Kraft dem sächsischen Dienst im engern Sinne zuzuwenden."

„Es gefällt mir so Vieles im sächsischen Haushalt gar nicht!"

„Gerade, was den eigentlichen Haushalt anlangt, gebe ich Ihnen völlig Recht; aber eben darum sollten Sie mit Hand anlegen, daß es besser werde!"

„Ich habe dem Könige von Polen meine Meinung hierüber nicht verschwiegen.“

„Ei, das weiß ich wohl; doch würde ich Ihr stilles Mitwirken zur Umgestaltung für weit ersprießlicher achten, als lauten Tadel.“

„Ich vermuthe schon, daß dieser Tadel —“

„Manchen Leuten widrig in die Ohren geklungen hat, wollen Sie sagen. Und, aufrichtig gestanden — es ist so; mehr als ein sächsischer Staatsbeamter hat es Ihnen gewaltig übel genommen, daß Sie, als ein Ausländer, sich die Freiheit genommen haben, Dinge laut und unmittelbar vor den Ohren Sr. Majestät zu besprechen, die wir Sachsen kaum unter einander selbst uns leise zuzuflüstern wagen.“

„Ich höre schon, daß ich mit dem Sohne eines Geheimeraths —“

„Das kam nicht aus Ihrem Herzen, lieber Patkul, und darum verzeihe ich Ihnen diese Kränkung —“

„Ich übereilte mich, mein Freund; Ihnen will ich das gern gestehen. Doch, eben dann, wenn ich Ihnen rücksichtlich meiner Aeußerungen über Sachsen vollkommen Recht geben muß, liegt es auf der Hand, daß ich nicht zum innern Dienst in diesem Lande passe.“

„Das käme ganz auf die Art dieser Dienstleistungen an. Wenn ich mir z. B. denke, daß wir beide gemeinschaftlich den „Schaden Josephs“

nicht nur untersuchten, sondern auch ohne großes Geräusch die nöthigen Heilmittel dagegen in Anwendung brächten, so —"

„Ihre Freundschaft führt Sie zu weit. Sie übersehen absichtlich, daß ich zu stiller Thätigkeit durchaus nicht tauge."

„Sollte dergleichen wirklich so ganz wider Ihre Natur sein?"

„Wenn Sie mir einige Anlage zum ernsten Nachdenken zutrauen, so werden Sie auch glauben, daß ich es nicht verabsäumt habe, meinen eignen innern Menschen ein wenig zu studiren."

„Und das Ergebniß hiervon wäre —"

„Es ist kein anderes, als die Anerkennung meiner Unfähigkeit zu der gemüthlichen Ruhe des Alltagslebens."

„Aber, wenn ich um Ihrer Angelegenheiten willen in die Zukunft blicke, so stimmt mich das so traurig, daß ich gern einen Ausweg finden möchte, der weniger Gefahr zeigte."

„Ei, wo Gefahr ist, da ist auch Ruhm, und der General Patkul hat ein brennendes Verlangen darnach, sich Ruhm zu erwerben, trotz aller schwedischen Ehrenabschneider!"

Patkul war bei diesen Worten heftig aufgesprungen und ein düsteres, zorniges Feuer leuchtete in seinem Auge.

„Aber Ihr Lebensglück —“ begann der Justizrath wieder.

„Lassen Sie das gut sein, Freund; ich meinerseits glaube an ein Fatum, und seinem Verhängniß kann Niemand entgehen!“

Mit diesen Worten von unwillkürlich prophetischer Wahrheit ward das Gespräch der beiden Freunde für heute beendigt.

XIX.

Zwei Verbündete.

(1701.)

Es war der sechzehnte Februar 1701. Ein kalter Schneewind pfiff über die langgestreckte polnische Ebene hin, auf welcher zwei junge Männer in Jagdkleidung einherschritten, während ein hochgewachsener, starker Jagdhund unverdrossen ihren Fußtapfen folgte.

Trotzdem, daß beide Jäger ihre Mantelkragen hoch am Kopfe emporgeschlagen hatten, blieben sie doch kenntlich genug. Wir erblicken in ihnen die beiden Pagen aus Moritzburg, von denen wir so lange nichts vernommen: Adolph von Brühl und Ludwig von Müller.

Auch Brühl war, seinem Freunde zu Liebe, Jagdpage geworden und beide hatten jetzt, nach erfolgtem Avancement zu Jagdjunkern, den König von Polen nach Samogitien begleitet, wo das Städtchen Bir=

sen, an der curländischen Grenze, dazu auserlesen worden war, als Ort der Zusammenkunft für König August und den Czaar Peter zu dienen.

Die beiden Pagen waren in aller Frühe des Morgens ausgesendet worden, um in der Nähe von Birsen das Terrain zu einer Wolfsjagd auszwählen zu helfen, und eilten jetzt dem Städtchen wieder zu. Denn noch heute sollte die Jagd vor sich gehen und König August hatte sich vorgenommen, derselben ganz eine Einrichtung zu geben, wie die Herzhaftigkeit des Czaars sie zu wünschen schien.

„An Wölfen wird es uns wahrhaftig nicht fehlen," begann Brühl das Gespräch, nachdem die beiden Wanderer eine geraume Zeit geschwiegen, weil der ihnen entgegenschlagende Wind das Sprechen beschwerlich machte, so lange ihr Pfad in der bisherigen Richtung fortlief.

„Unsere Ohren haben gehörige Ueberzeugung von der Anzahl und Lebenskraft dieser tückischen Waldbewohner gewonnen!" gab Müller zur Antwort, indem er einen Rest des ihm angeflogenen Schnee's vom Mantel abschüttelte.

„Ein gutes Stück Arbeit wird es heute wohl geben!"

„Hoffentlich aber wird das Jagdvergnügen nicht zu wild; denn sonst sollte mich mein Rothschimmel dauern."

„Je nun, daß ein halbes Dutzend Pferde stürzen oder von den Wölfen zerrissen werden, — das läßt sich wohl erwarten.“

„Leider! Sonst wäre die Jagd nicht im czaarischen Geschmack.“

„Freundchen, nimm Dich vor Majestätsverbrechen in Acht!“

„Ach, was da! Wo keine Verräther sind, da —‘

„— darf man die Wahrheit reden — ist's nicht so?“

„Du sollst Recht haben! Doch jetzt, Freund, wollen wir nicht fortdiscuriren; denn beim Sprechen läßt sich's nicht rasch genug gehen und wir haben wirklich Eile.“

Die beiden Jagdjunker schritten also schweigend immer näher nach der Stadt zu.

Endlich lag letztere wieder vor ihnen und sie erblickten schon die Schildwachen vor dem Quartier des Königs. Da kam ihnen ein Feldjäger entgegen geritten, mit der hastigen Mahnung, daß der König schon zweimal nach ihnen gefragt.

„Was giebt es denn so eilig?“

„Der König hat auf den Wunsch des Czaars befohlen, daß die Jagd eine Stunde früher ihren Anfang nehmen solle, als außerdem der Fall gewesen sein würde; Se. Majestät wünschen daher zu wissen, wie die Umschau nach dem Terrain ausgefallen.“

Natürlich beeilten sich die beiden Junker, in das Vorzimmer des Königs zu kommen.

Anmeldung, Berichterstattung und Ordre folgten hier Schlag auf Schlag und eine Viertelstunde später saßen beide Freunde schon zu Pferde, um den ihnen angewiesenen Platz, einen der äußersten Beobachtungsposten, im eiligsten Trabe einzunehmen.

Sie befanden sich jetzt auf der entgegengesetzten Seite des Jagd-Terrains, wo der Weg nicht so ganz eben war. Die unter ihrem Commando stehenden Jäger hatten Befehl erhalten, langsam nachzurücken. Da sie so eben einen kleinen Hügel hinaufritten, so konnten sie ihren Pferden ein wenig Athem gönnen.

Brühl zog eine Feldflasche hervor, reichte dem Freunde einen Schluck, trank dann selbst einmal und goß endlich einige Tropfen Wein auf ein Stück Brot, welches er freundlich seinem Rothschimmel vorhielt.

„Das kluge Thier weiß es recht gut, daß es heute Extraarbeit giebt, es läßt sich die Stärkung schmecken!“

„Und mein armer Brauner —“ fügte Müller scherzend bei.

„Auch für diesen ist noch ein Restchen vorhanden; da, gieb es ihm; er bekommt es mit Vergnügen!“

Die beiden Freunde nahmen ihrerseits selbst während dieser Worte ein extemporirtes Jagdfrühstück zu

sich und ließen nun die gestärkten Pferde von Neuem scharf antreten.

„Dort unten ist die Waldschlucht, wo wir unsern Posten haben," sagte Müller nach einiger Zeit; „ich habe mir gestern diesen Platz sehr gut gemerkt."

Sie ritten auf die von dichtem Buchwald umgebene Schlucht zu.

„Wollen wir uns genau an die Instruction wegen Vertheilung unserer Leute halten?" — fragte Brühl nach einiger Zeit.

„So viel wie möglich, ja! Denn es könnte irgend ein böser Zufall die Abweichung zu unserem Schaden sichtbar machen."

„Weise gesprochen! Ehe wir jedoch vom Pferde steigen, will ich erst noch einmal hier bergan reiten und mich nach unsern Leuten umsehen."

Gesagt, gethan. Brühl ritt den nächsten Hügel hinan und hob sich im Sattel empor, um auf dem zurückgelegten Wege zurückzublicken.

„Siehst Du noch nichts?"

„Vor der Hand nicht."

„Sie nehmen sich gewaltige Zeit!"

„Laß das gut sein. Wahrscheinlich haben sie sich nach dem Abritt der beiden Majestäten gerichtet, obschon diese den entgegengesetzten Weg einschlagen."

„Ist noch immer nichts bemerkbar?" rief Müller etwa zehn Minuten später.

„Jetzt endlich zeigen sie sich!“

„Nun, so komm herunter; denn hier ist es angenehmer, als oben auf der Höhe.“

Brühl ritt hinab und stieg ebenso, wie sein Freund, vom Pferde.

„Ich bin doch neugierig, wer zunächst auf der Wahlstatt erscheint,“ sagte Müller nach einiger Zeit.

„Wie meinst Du das?“

„Nun, ich meine, welche von den beiden Parteien wohl die pünktlichste sein wird, ob die Majestäten oder die Wölfe?“

„Witzbold!“

„Einfälle dieser Art bewahren mich vor Frost!“ Müller streichelte hierauf seinen Braunen, denn er hörte die zum Theil berittenen Jäger immer näher kommen.

Sobald die Leute angelangt waren, geschah die Vertheilung. Zwei Mann davon erhielten ihren Beobachtungsposten auf dem höchsten Hügel der Umgebung; die übrigen wurden anderwärts vertheilt: in der Hauptschlucht selbst blieben die beiden Freunde mit einem einzigen Jäger zurück.

Eine ziemliche Weile blieb in der Schlucht, die selbst bei gegenwärtiger voller Tageshelle etwas Düsteres hatte — Alles still und ruhig; doch auf einmal kam eine mächtige Wölfin bedächtig auf dem Hauptwege nach der Schlucht zu einhergetrabt.

„Schießt nicht!“ rief Müller eilig; doch in demselben Augenblicke hatte der beigegebene Jäger schon abgedrückt, und die Wölfin wälzte sich heulend in ihrem Blute.

„Da es so kam, mag es passiren!“ sagte Brühl begütigend, während Müller den Jäger zornig ansah.

„Ach, an der Tödtung habe ich nicht gezweifelt, aber mir ist es um die Folgen!“

Kaum hatte Müller diese Worte gesprochen, so sah er auch seine Befürchtung erfüllt. Ein ganzes Rudel großer, beutehungriger Wölfe stürzte auf eben den Platz zu, wo die sterbende Wölfin lag.

„Jetzt heißt es: das Haasenpanier ergriffen! denn unsere Pferde dürfen wir eben so wenig sofort preisgeben, als unsere Personen!“

Müller schwang sich mit diesen Worten auf seinen Braunen, und ließ den Jäger hinter sich aufsitzen; gleichzeitig saß auch Brühl schon in dem Sattel, und beide Pferde flogen, schon vom Instinkt getrieben, mit ihren Reitern den schmalen, aber platten Weg aufwärts.

„Nur noch funfzig Schritte weiter!“ rief Müller, der seine Geistesgegenwart durchaus nicht verloren hatte, „dann sprengen wir mit den Pferden rechts den Abhang hinunter!“

Der bezeichnete Punkt war erreicht, und beide Pferde thaten einen halsbrechenden Satz in die Tiefe.

„Sind alle Rippen noch ganz?“ rief Brühl in halbem Scherze.

„Mein Hintermann ist mir von dem Pferde gestürzt!“ sagte Müller, indem er ein wenig zurückblickte, „meines Braunen schmaler Rücken ist nicht breit genug für zwei Mann.“

„Wo seid Ihr, Jäger?“

„Hier!“ tönte mit einem Laute unterdrückten Schmerzes die Antwort aus einem abwärts liegenden Gebüsch herauf.

Es war aber keine Zeit mehr, das Gespräch fortzusetzen; denn schon machten einige der nachfolgenden Wölfe Miene dazu, den beiden Reitern, welche von ihren zitternden Pferden abgesprungen waren, auch in diese Tiefe zu folgen.

„Jetzt heißt es: richtig gezielt und gut geschossen; halte Du rechts, ich links; die beiden stärksten müssen unser werden!“

Kaum hatte Müller dies gesagt, so wälzten sich zwei starke Wölfe in ihrem Blute, während die übrigen ein furchtbares Geheul begannen.

„Geladen!“ commandirte Müller; „und nun abermals: Feuer! und in die Mitte gehalten!“

„Ei, da liegen ja ihrer drei!“ rief Brühl, nachdem diese beiden letztern Schüsse geschehen waren.

„Ich hörte wohl, daß drei Schüsse fielen; wir haben also Beistand!“ Nachdem Müller diese Ant-

wort gegeben, blickte er um sich, und sah, daß einer von den als Wachtposten ausgestellten Jägern zum Succurs herbeigeeilt war.

„Zwei von diesen Canaillen sind wahrhaftig schon halb heruntergeklettert. Nehmt Ihr Beide sie auf das Korn; ich will oben einen wegputzen!"

Auf dieses Commando fielen abermals drei Schüsse mit dem besten Erfolg, und der Rest der Wölfe begann sich jetzt endlich zu zerstreuen.

„Nun müssen wir aber auch unserem Jäger zu Hülfe," rief Brühl, indem er sich auf sein Gewehr aufstützte und in das Gebüsch hinabsprang, aus welchem sie vorhin die klägliche Antwort vernommen.

„Nehmen Sie sich in Acht," rief jetzt dieselbe Stimme wieder, „ich liege hier ganz in Dornen eingehüllt."

Brühl drängte mit der Büchse das Gebüsch auseinander, und verschaffte so dem darin liegenden Jäger Luft genug, um sich, wenn auch mit blutenden Händen, daraus hervorarbeiten zu können.

„Seid Ihr schwer beschädigt?"

„Zerbrochen ist, so weit ich das fühlen kann, nichts; allein die rechte Hand ist verstaucht, weil ich beim Herabstürzen die Büchse damit hielt, und von letzterer selbst ist der Kolben abgesprungen!"

„Also doch ein Mann außer Gefecht gesetzt," sagte Müller, indem er einen der erlegten Wölfe über die

Steine hinwegzog. „Werft die erlegten Thiere geschwind in die Höhle da, denn jeden Augenblick können wir das Zeichen zum Aufbruch bekommen!“

Kaum waren diese Worte heraus, so ertönte auch wirklich ein zweimaliger Hornruf.

„Das ist das Zeichen, daß der große Jagdzug sich auf der Höhe befindet,“ bemerkte Müller; „jetzt heißt es vorwärts, den Berg hinauf!“ —

Dies geschah, nachdem sie ihren ausgestellten Posten das Zeichen zum Abzug ertheilt hatten.

Als sie auf der Höhe erschienen, ward der ganze lange Jagdzug vor ihnen sichtbar. August hatte seinen Gast absichtlich zur andern Seite des Städtchens Birsen hinausgeführt, um auf einem längern Ritte ungestört mit ihm verhandeln zu können. Es schien auch, als ob diese Absicht in bester Form erreicht sei, denn beide Fürsten zeigten sich in sehr guter Laune.

Weniger guter Laune war ein Oberförster, der auf unsere beiden Jagdjunker losgesprengt kam.

„Die Herren scheinen die Wolfsjagd schon auf ihre Hand begonnen zu haben!“ rief er ihnen mit halb unwilliger, halb satyrischer Miene zu.

„Wer that den ersten Schuß?“ fuhr er fort, als er keine Antwort bekam.

„Ich, Herr Oberförster,“ rief Brühl, indem er seinem Freunde Müller mit den Augen winkte.

„Sie hätten Ihren Eifer auch im Zaume halten

können, Herr Jagdjunker!" — erwiederte der Oberförster verdrießlich.

„Sehr wahr, sehr wahr; allein der Schuß war einmal geschehen —"

„und Ihr Vorwitz zog Ihnen ein ganzes Rudel Wölfe auf den Hals; dieselben vielleicht, welche wir uns zum Schuß wünschten!"

„O, sie sind nicht weit gelaufen," bemerkte Müller, um den Zorn des Alten von seinem Freunde abzuziehen, während der Jäger einen dankbaren Blick auf Brühl warf, um im Stillen ihm dafür zu danken, daß er das Abenteuer ganz auf sich nahm.

„Ja, nicht weit gelaufen," spottete der Oberförster, „lehren Sie mich doch das nicht erst noch kennen; andere können uns vielleicht zum Schuß kommen, diese aber gewiß nicht wieder!"

„Es käme auf die Probe an," entgegnete Müller ruhig; „wenigstens mache ich mich anheischig, den ganzen Jagdzug sofort so zu führen, daß Wölfe genug in den Schuß rennen!"

„Ich nehme Sie beim Wort!"

„Es gilt, Herr Oberförster!"

Der Oberförster ritt in die Nähe des Königs, sagte dem anwesenden Oberforstmeister von Brand ein paar Worte in das Ohr, und hatte die Freude, daß zwei Minuten später ein lebhaftes: „Vorwärts!" commandirt ward, nachdem der Jagdjunker von Mül-

ler neben dem alten Oberförster sich an die Spitze des Zugs gesetzt hatte.

„Jetzt kannst Du Dir den Herrn Schwiegervater n Hoffnung für immer zum Freunde machen, sobald Du nur ernstlich willst!“ sagte Brühl halblaut zu Müller, indem er sich in den Zug einrangirte.

„Versucht muß es werden!“ war Müllers Antwort.

Brühl dachte noch im Stillen darüber nach, wie Müller es wohl anfangen werde, sein Versprechen zu erfüllen, als auf seines Freundes Wink der ganze Zug rechts von der, durch die beiden Freunde früher besetzten Schlucht in einen Weg einschwenkte, den Brühl vorher gar nicht wahrgenommen hatte.

„Nun, wenn das gut geht, so will ich Steine klopfen!“ sagte Brühl zu sich selbst, als eine Viertelstunde später der Zug durch seinen Freund vorwärts geleitet ward, ohne daß auch nur ein einziger Wolf sichtbar ward.

Doch in demselben Augenblick hielten sie mitten im Walde auf einem großen, freien Platze, den Niemand hier gesucht haben würde.

„Ganz still, wenn ich bitten darf!“ rief Müller dem Zuge zu, indem er vom Pferde sprang, einem Jäger die Zügel seines Thieres zuwarf, und mit blank gezogenem Jagdmesser in das dichte Tannengehege, das vor ihnen lag, hineinschlich.

Etwa fünf Minuten hatten alle Anwesende aufmerksam die Ohren gespitzt, als kaum zwanzig Schritte von der Stelle, wo Müller im Gestrüpp verschwunden war, zwei große Wölfe auf den freien Platz hervorstürzten.

Sofort begann ein allgemeines Treiben, da beide Wölfe nach einer Richtung vorwärts liefen, wo die Gegend nach wenig Schritten sich ebenfalls waldfrei zeigte; und in dem Maaße, wie man vorwärts eilte, sah man aus den Seitengebüschen immer mehrere Wölfe in gleich hastiger Flucht hervorstürzen.

Der Erfolg war wahrhaft glänzend; mehr als zwanzig Wölfe hatte man erlegt, und Czaar Peter war einer der glücklichsten Schützen gewesen: da stürzte, als man schon den Rückzug antrat, das Pferd des russischen Monarchen plötzlich über einige, im Wege liegende Baumwurzeln, und brach auch gleich unter seinem Reiter zusammen. Der Czaar, der wenig auf sein Thier Acht gehabt hatte, weil er soeben mit dem König von Polen im lebhaftesten Gespräch sich befand, würde sich vorwärts überstürzt und vielleicht das Genick gebrochen haben, wenn nicht der Jagdjunker von Müller, gerade noch zu rechter Zeit, das Pferd des Monarchen rasch wieder emporgerissen, und mit der andern Hand diesen selbst so unterstützt hätte, daß er sich noch im Sattel zu erhalten vermochte.

Dieses kühne Experiment war das Werk einer ein-

zigen Minute; Niemand aber hatte den Vorgang genauer bemerkt, als König August, und nächst diesem, der Oberforstmeister von Brand.

„Herr Jagdjunker," rief der König, nachdem er sich durch den Augenschein davon überzeugt, daß der Czaar nicht den geringsten Schaden erlitten: — „Herr Jagdjunker, ich werde Ihrer von Herzen eingedenk bleiben; einstweilen dies zum Andenken!"

Bei diesen Worten zog der König eine goldne Schnupftabaksdose mit dem Bildnisse des Czaars heraus, und legte sie unserem Müller in die Hand.

Noch hatte letzterer seine Danksagung dafür nicht beendigt, als der Czaar sich mit der Bemerkung an den König wendete: „Der Herr Bruder sind mir zuvorgekommen; aber ich will das wettmachen!" Indem der König noch aufblickte, um die Absicht des Czaars zu errathen, hatte letzterer schon sein prächtiges Jagdmesser, das reich mit Edelsteinen geziert war, dem Junker mit dem Zuruf: „Wir tauschen!" hingehalten, und dafür dessen ganz gewöhnlichen Genickfänger in Empfang genommen. —

Ein allgemeiner Bravoruf bezeugte hier die Theilnahme des Gefolges; der Czaar aber rief dem Jagdjunker, ehe dieser sein Pferd wandte, im freundlichsten Ton die Worte zu: „die Schecke da unter mir ist morgen die Ihrige!"

„Ich gratulire, Herr von Müller," sagte ein paar

Minuten später der Oberforstmeister von Brand halblaut zu dem Junker, indem er ihm vertraulich auf die Achsel klopfte — „die Porzellanschecke des Czaars ist ein Capitalpferd!“

„Es war aber auch ein Capitalmanoeuvre,“ setzte Brühl diese Rede fort, indem er seinem alten Freunde herzlich die Hand schüttelte. „Der Teufel mag das nachmachen!“

„Den Teufel braucht man dabei gerade nicht zu bemühen, Herr Junker,“ gab hier der alte Oberförster zu vernehmen; „aber wahr ist es: Alles ging so glatt hin, als ob es nur so sein müßte!“

„Vor Allem, ihr guten Herren, gehört ein bischen Glück dazu!“ — Mit diesen bescheidenen Worten ritt Müller wieder in das dritte Glied zurück.

Am andern Morgen ward ihm wirklich die Porzellanschecke mit Sattel und Zeug vom Czaar übersendet; und schon am Abend vorher hatte der König an der Tafel die Gesundheit des Jagdjunkers ausgebracht.

„Ich freue mich über Dein Glück,“ — sagte an demselben Morgen Brühl zu seinem alten Freunde; „aber Eins ist mir noch immer unbegreiflich!“

„Und das wäre?“

„Wie Du die Spur der vielen Wölfe gefunden. — War das wirklich Zufall?“

„Das nicht!“

„Und also —"

„Schon zwei Tage vorher hatte ich ganz allein, da ich früher als Ihr Andern alle in Birsen eintraf, dieses Plätzchen aufgespürt, weil ein alter Schäfer am Wege, auf mein Befragen, mir hierüber einen Wink gegeben."

„Und nachher schwiegst Du?"

„Das versteht sich!"

„Also auch mir traueteſt Du nicht?"

„O, das wohl; aber da ich nicht im Voraus wissen konnte, ob mir die Sache nützlich werden würde, oder nicht, so schien es klug, noch keinen Werth darauf zu legen!"

„Du hast Recht! Doch, eine Frage noch: Hat der Oberförster Dir seinerseits keine Gnade angeboten?"

„O ja!"

„Und die wäre?"

„Er flüsterte mir gestern Abend ganz gnädig ins Ohr: „„Soll ich etwa das Jagdstückchen nach Hause berichten?""

„Ja, wenn ihr so steht, dann hast Du sammt noch Jemand einen großen Treffer gewonnen!"

„Meinst Du wirklich?"

„Das versteht sich! Vivant Adolph und Auguste!"

Während die beiden Freunde so scherzten, schlossen

die beiden gekrönten Verbündeten, Peter und August, noch in Birsen selbst ein neues Bündniß ab, kraft dessen der Czaar dem Könige **200,000** Thaler Hülfsgelder und **15,000** Mann Soldaten zu kräftigster Fortsetzung des Krieges zuzusenden versprach. Gleichzeitig ward ausgemacht, daß Peter an die Republik Polen einen Bevollmächtigten mit dem Auftrage senden solle, die Polen könnten auf eine Geldunterstützung von zwei Millionen Thalern und auf ein russisches Hülfscorps von **20,000** Mann mit Sicherheit rechnen, wenn sie ihrerseits den König August genügend unterstützten; auch solle dann das eroberte Livland ganz an die Republik zurückfallen.

So wohlgelaunt hatte eine glückliche Wolfsjagd Peter den Großen gemacht! —

Ende des ersten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.